

MARIA UND JUDAS

Es war am Mittwochabend, dem letzten Abend vor dem Passahfest.

An zwei verschiedenen Orten versammelten sich die Menschen zu beiden Seiten des Ölbergs – in Jerusalem und in Bethanien –, und jedes Mal war Jesus der Anlass.

Die einen führte der Hass zusammen, die anderen aber kamen aus Liebe.

In Jerusalem, im Haus des Hohenpriesters Kajaphas, tagte der Hohe Rat. Da saßen sie in dem großen Saal, die vornehmen Juden, die angesehensten von den Priestern, die Schriftgelehrten und die Ältesten. Und wieder berieten sie darüber, wie sie Jesus ohne viel Aufsehen gefangen nehmen und töten könnten. Sie mussten sehr vorsichtig zu Werke gehen. Denn die Menschen waren so voll Begeisterung, und es gab bestimmt einen Aufruhr, wenn sie etwas davon merkten. Darum wollte man auch am Fest nichts unternehmen. In einigen Tagen, wenn in Jerusalem wieder Ruhe eingekehrt und der große Strom der Festgäste abgezogen war, fand sich bestimmt eine Gelegenheit, den Nazarener unauffällig zu beseitigen.

Dann war es aus mit seiner Macht.

Bei diesem Gedanken glänzten ihre Augen triumphierend, und sie blieben

noch bis spät in die Nacht beisammen und schmiedeten ihre Pläne.

In Bethanien aber saß Jesus ganz ruhig bei einem seiner Freunde, bei Simon. Der Meister hatte ihn damals vom Aussatz geheilt. Sie nannten ihn aber immer noch Simon, den Aussätzigen.

Dieser Simon nun hatte in seinem Haus für Jesus und seine Jünger eine Mahlzeit vorbereitet, und alle seine Freunde aus Bethanien nahmen daran teil. Auch Lazarus, der schon gestorben war und schon im Grab gelegen hatte, saß gesund und kräftig mit in diesem Kreis und blickte ganz glücklich zu Jesus hinüber. Und auch Martha war da. Sie konnte natürlich wieder nicht still sitzen bleiben, sondern lief hin und her und versorgte und bediente die Gäste. Aber sie tat es diesmal doch ruhig, und ihre Augen leuchteten dankbar, wenn sie Jesus ansah, der ihrem Haus das Glück wiedergebracht hatte. Liebe und herzliche Zuneigung strahlten Jesus aus den Blicken von allen seinen aufrichtigen Freunden entgegen.

Nur Maria fehlte. Wo blieb sie nur? Sie kam erst, als das Essen schon begonnen hatte. Still und ernst stand sie an der Tür. In ihrem Blick lag keine Freude, sondern Kummer.

Denn Maria spürte, woran noch keiner sonst gedacht hatte: Dies war der letzte Abend, an dem Jesus in ihrer Mitte war. Sie hatte oft stumm und aufmerksam zu seinen Füßen gesessen und hatte ihn vielleicht von allen am meisten lieb. Sie hatte etwas von dem großen Geheimnis begriffen, dass er bereit war, an diesem Passahfest aus

Liebe zu den Menschen zu sterben. Deshalb wollte sie ihm noch einmal ihre ganze Liebe und Hingabe zeigen. Sie hatte ein Glas mit kostbarem Nardenöl gekauft, das teuerste, was sie bekommen konnte, eine Alabasterflasche mit engem Hals, aus der man behutsam Tröpfchen für Tröpfchen die edle Flüssigkeit gießen konnte.

Doch das war Maria noch nicht genug. Hatte sich nicht ein Strom des Segens von ihm über ihr Leben ergossen, von ihm, der da vor ihr auf dem Sitzpolster zu Tisch lag? Ohne zu zögern brach sie den Hals der Flasche auf und ließ das kostbare Salböl auf den Kopf von Jesus tropfen. Weinend kniete sie zu seinen Füßen, salbte auch sie und trocknete sie mit ihren Haaren. Jeder sah ihren tiefen Schmerz, jeder sah auch, wie sehr sie den Herrn verehrte. Und jeder roch diesen köstlichen Duft, der das ganze Haus erfüllte. Doch nicht jeder verstand, warum sie das tat. Das konnten nur die begreifen, die den Heiland ebenso lieb hatten wie sie.

Judas, einer der Jünger, fand kein Verständnis dafür. Er dachte nur daran, was diese Salbe gekostet haben musste. Er roch die Narde, er sah die Alabasterflasche und rechnete sich aus, dass dies wohl das teuerste Öl war, das es überhaupt gab. Und nun wurde es in einem kurzen Augenblick vergeudet! So viel Geld! Am liebsten hätte er Maria die Flasche aus der Hand gerissen.

Er murzte: »Was soll diese Verschwendung? Man hätte dieses Öl teuer verkaufen und das Geld den Armen geben können, mehr als dreihundert Denare!«

Er sagte das nicht, weil ihm die

Armen so am Herzen lagen, er hätte das schöne Geld gern selber gehabt. Judas verwaltete nämlich die Kasse, in der auch das Geld der übrigen Jünger war. Mehr als einmal hatte er daraus etwas für sich genommen. Judas wollte eben hoch hinaus und nahm es nicht so genau.

Doch auch die anderen Jünger fanden, Judas hätte gar nicht so unrecht. Auch sie verstanden Maria nicht.

Dreihundert Denare, das war ein ansehnlicher Betrag. Dafür musste ein Arbeiter sich bald ein ganzes Jahr abplagen. Das war nun doch übertrieben, das mussten sie schon sagen. Und unwillig und tadelnd blickten sie auf Maria.

In den Augen von Jesus aber war keine Missbilligung zu lesen, nur Liebe und Freude. Er kannte das gute Herz der Maria, und er freute sich. Hier war doch wenigstens eine Frau, die begriff, welches Leiden ihn erwartete, und die ihm noch etwas Gutes tun wollte.

Er sagte zu den anderen: »Warum macht ihr es der Frau so schwer? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Arme wird es immer bei euch geben, und ihr könnt ihnen Gutes tun, sooft ihr wollt. Mich aber habt ihr nicht mehr lange bei euch. Sie hat getan, was sie konnte: Sie hat mich im Voraus für mein Begräbnis gesalbt. Ich sage euch: Wo das Evangelium in aller Welt verkündigt wird, wird man sich auch an sie erinnern und von dem reden, was sie getan hat.«

Da schwiegen die Jünger und senkten beschämt die Köpfe. Einer der Zwölf aber stand auf und lief hinaus in den dunklen Abend. Dieser eine gehörte

nicht zu den Freunden Jesu, er war ein Fremder in diesem Kreis der Liebe und Verehrung. Das empfand er selbst.

Begräbnis?, dachte er bitter. *Also ist es doch wahr, dass er sterben muss? Was soll ich dann noch bei ihm? Worauf warte ich noch? Denkt er vielleicht, ich würde noch länger einem Hirngespinnst nachrennen?*

Und entschlossen schlug er den Weg nach Jerusalem ein, zu der anderen Versammlung, zu den Feinden Jesu.

Dahin gehörte er.

Judas, der Verräter!

So weit war es mit Judas gekommen, dass er seinem Herrn untreu wurde, weil Ruhm und Geld ihm wichtiger waren.

Zuerst hatte er den Meister begeistert bewundert. Judas glaubte, in ihm den Messias zu sehen und die große einmalige Gelegenheit seines Lebens. Wenn Jesus erst König wäre und über Israel herrschte, dann würde er, Judas, einer seiner ersten Diener und auch reich und mächtig. Und so hatte er die Sorge für die Reisekasse gern übernommen. Vermutlich würde er dann auch später der Finanzminister des Königs.

Und wenn seine Finger jetzt die Münzen zusammenscharften, dann würden sie einmal in Gold und Edelsteinen wühlen.

Wenn Judas daran dachte, dann blickten seine Augen gierig. Die Worte Jesu gingen meist zu einem Ohr hinein, zum anderen wieder hinaus. Reue und Bekehrung, Vergebung der Sünden – das war für ihn nur Nebensache. Macht, Ehre, Reichtum – darauf kam es Judas an! Und



auch auf die Befreiung Israels! Darum hatte er sich Jesus angeschlossen, darauf wartete er. Er hatte vor Freude gezittert, damals nach der wunderbaren Speisung am See Genesareth, als das Volk in seiner Begeisterung den Meister zum König ausrufen wollte. Und er hatte enttäuscht insgeheim geflucht, als Jesus diese Würde ablehnte. Doch am nächsten Tag, am gegenüberliegenden Seeufer, als die Menschen Jesus verlassen hatten, weil sie seine Worte nicht länger hatten ertragen können, und als er seine Jünger so traurig gefragt hatte: »Wollt ihr auch weggehen?«, da war Judas noch geblieben.

Die Hoffnung war seit diesem Tag zwar immer schwächer geworden und das Warten immer schwerer.

Aber um doch noch einigen Vorteil von Jesus zu haben, hatte er sich wohl ab und zu etwas von dem Geld genommen, das er in Verwahrung hatte.

Dann kam der Sonntag – vor drei Tagen. Wie begeistert hatte Judas in den Ruf mit eingestimmt: »Hosianna! Gelobt sei, der kommt!« Und wie tief war seine Enttäuschung danach gewesen. Da musste er wieder an die Worte denken, die er schon wiederholt von Jesus gehört hatte: *Verraten – gekreuzigt – Tod!* Jetzt hatte Jesus



sie wieder gesagt, vom Grab hatte er gesprochen. Und nun glaubte Judas es.

Jetzt erlosch der letzte Funke von Hoffnung. Jetzt lebte nichts mehr in seinem Herzen, das ihn noch an Jesus band, denn Liebe wohnte darin nicht. Nur Groll, dass er dem Herrn all die Jahre hindurch für nichts und wieder nichts nachgefolgt war.

Er hatte geglaubt, dem Messias zu folgen. Konnte dies aber der Messias sein, der die günstigsten Augenblicke ungenutzt ließ und vom Sterben sprach? Nein, Judas glaubte nicht mehr an ihn. Ein Tor war Jesus, ein Betrüger! Die Pharisäer hatten recht, wenn sie ihn

hassten und sich an ihm rächen wollten. Und das Gleiche wollte Judas von nun an auch tun.

Da flüsterte ihm der Satan einen schrecklichen Plan, den wirklich teuflischen Plan ins Ohr, wie er doch noch durch Jesus zu Ruhm und Geld kommen könnte: den Plan, ihn zu verraten – zu verkaufen wie ein Stück Vieh. Judas wusste, was er zu tun hatte. Sein Hass gab es ihm ein.

Er eilte zu der Versammlung der Rabbis und blickte sie mit seinen verschleierte Augen an. Er fragte: »Was gebt ihr mir, wenn ich euch Jesus verrate?« Zuerst trauten die Rabbis der Sache

nicht recht. Als sie aber sahen, wie ernst es Judas damit war, griffen sie in böser Freude zu und fragten:

»Ohne dass ein Aufruhr entsteht?«

»Ohne dass jemand etwas merkt!«, antwortete Judas. »Ich werde einen günstigen Augenblick abwarten.«

Da versprachen sie ihm dreißig Silberstücke.

Dreißig Silberstücke!

Das war der Preis, den man in jener Zeit für einen Sklaven zahlte, der Preis, den bereits der Prophet Sacharja genannt hatte. Daran aber dachte keiner von den weisen Schriftgelehrten.

Sie zählten das Geld ab, und Judas Augen leuchteten gierig. Er sah es glänzen, er hörte es klimpern. Es ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er es in den Händen hatte ...

Dann schlich er hinaus ins Dunkel. Um den Preis eines Sklaven hatte er den Sohn Gottes verkauft.

Er kam wieder zu den anderen Jüngern, als wäre nichts geschehen. Er wartete nur noch auf eine günstige Gelegenheit.

Armer, törichter Judas! Begriff er denn nicht, dass Jesus längst alles wusste?

Maria und Judas.

Zwei Menschen, die in der Nähe Jesu lebten.

Die eine ging hin und ehrte ihn ganz besonders, denn in ihrem Herzen war nichts als Liebe.

Der andere aber ging hin und verriet ihn, denn in seinem Herzen war nichts als Hass.

DAS LETZTE PASSAHFEST

Und nun war es Donnerstag, der Tag, an dem man abends das Passahfest feierte zur Erinnerung an die Befreiung aus der Gefangenschaft in Ägypten vor vielen Jahrhunderten.

An diesem Tag rief Jesus zwei Jünger zu sich, Petrus und Johannes, und sagte zu ihnen: »Geht voraus und bereitet das Passahlamm für uns vor!«

Sie fragten: »Wo sollen wir es vorbereiten?«

Judas stand dabei und spitzte die Ohren. Wenn er das Haus wusste, dann konnte man dort Jesus vielleicht ohne großes Aufsehen gefangen nehmen. Denn zu dieser Stunde saßen alle in Jerusalem beim Passahmahl.

Aber Jesus wusste genau, was Judas im Schilde führte. Dies war sein letzter Abend, an dem er noch einmal ungestört mit seinen Jüngern zusammen sein konnte, an dem er noch einmal mit ihnen das Passahfest feiern wollte. Darum durfte Judas nicht erfahren, wo das Mahl stattfinden sollte.

Und Jesus sagte zu den beiden Jüngern: »Wenn ihr in die Stadt kommt, wird euch ein Mensch begegnen, der einen Wasserkrug trägt. Folgt ihm in das Haus, in das er hineingeht, und sagt zu dem Hausherrn: Der Meister lässt dich fragen: Wo ist der Raum, in dem ich das Passahmahl mit meinen Jüngern feiern kann? Er wird euch einen großen Saal im Obergeschoss zeigen, der mit Sitzpolstern ausgestattet ist. Bereitet dort das Mahl vor!«

Mit diesem seltsamen Auftrag machten sich Petrus und Johannes auf den Weg. Alles geschah so, wie der Herr es gesagt hatte. Sie sahen einen Mann mit einem Wasserkrug. Sie folgten ihm und sprachen mit dem Hausherrn – bestimmt war er ein Mann, der Jesus kannte und verehrte –, und er zeigte ihnen den schönsten Raum seines Hauses, den geräumigen Saal im Obergeschoss, wo sie ungestört beisammen sein konnten.

Eifrig begaben sich die beiden Jünger an die Arbeit. Sie gingen zum Tempel und schlachteten dort das Passahlamm, das sie schon vier Tage vorher ausgesucht hatten – ein Lamm ohne Fehler, und man durfte ihm auch keinen Knochen brechen. Dann standen sie im Vorhof zwischen Gruppen anderer Menschen, um genau wie diese das Fett des Lammes auf dem Brandopferaltar zu opfern. Das Fleisch aber nahmen sie mit, briet es und stellten es im Saal bereit. Sie sorgten für die Brote, harte, ungesäuerte Fladen, und für die bitteren Kräuter – eine Erinnerung an die bittere und harte Sklaverei in Ägypten. Sie stellten die Soße zum Eintauchen der Bissen auf, dazu den Wein, roten duftenden Wein. Sie rückten die Polster an den Tisch und zum Schluss setzten sie auch das Waschbecken und die Wasserkanne zum Fußwaschen an die Tür. Und als sie das alles fertig hatten und nichts mehr fehlte, warteten sie auf die Ankunft Jesu.

Der Abend senkte sich auf Jerusalem herab. Die ersten Sterne funkelten. Da erklang hoch vom Tempel her ein helles Signal, dreimal nacheinander, ein lang

gezogener Akkord aus silbernen Fanfaren, der weithin über die Stadt hallte: Kommt, denn es ist alles bereit. Kommt und esst das Passahmahl, denn der Tag ist vorüber und die Stunde des Festes ist gekommen!

Da kam auch Jesus mit seinen Jüngern die dämmerigen Straßen entlang und ging die Treppe zum Saal hinauf. Sie traten ein und begrüßten Petrus und Johannes.

Doch dann blieben die Jünger unsicher an der Tür stehen und sahen einander scheu und verlegen an. Ja, das Wasser stand bereit, und das leinene Tuch hing daneben. Aber kein Diener war zu sehen, der ihnen, wie es sich gehörte, die Füße wusch.

Wer sollte nun diesen Sklavendienst tun? Wer war der Geringste, wer sollte sich vor dem Meister und auch vor den anderen Jüngern hinknien, um ihnen den Staub von den Füßen zu spülen?

Niemand rührte sich, niemand bückte sich zum Becken, niemand wollte dieser Diener sein. Und schließlich setzten sie sich auf ihre Plätze und stritten sich flüsternd, wer der Geringste von ihnen war, wer diese verachtete Arbeit eigentlich tun musste.

Und Jesus saß dabei. Dies war nun das letzte Passahmahl, das er auf der Erde feierte. Dieses letzte Mal noch würde er mit seinen Jüngern daran denken, wie einmal durch das Blut eines Lammes das Volk Gottes vor dem Tod bewahrt wurde. Morgen aber würde er das wahre Passahlamm sein, das für die Sünden der Welt den Tod erlitt.

Er blickte sie an und sagte: »Wie sehr habe ich mich danach gesehnt, dieses



Passahmahl mit euch zu feiern, bevor ich leiden muss. Denn ich sage euch: Ich werde das Passahmahl nicht mehr feiern, bis sich im Reich Gottes seine volle Bedeutung erfüllt.« In tiefer Bewegung nahm er den Kelch, segnete ihn und gab ihn weiter an die Jünger.

Hörten sie gut auf diese ergreifenden Worte? Nein, das Flüstern am Tisch verstummte nicht. Immer noch, selbst jetzt noch, stritten sie sich, wer der Erste von ihnen war ..., die alte Frage, die immer wieder zu neuem Streit führte, und worüber sich ihr Meister schon so oft geärgert hatte.

Dann aber geschah, was sie niemals wieder vergaßen und was all ihr Gezänk mit einem Schlag beendete. Jesus stand vom Tisch auf und ging schweigend zur Tür. Er legte das Obergewand ab. Er nahm das leinene Tuch, das neben dem Wasserbecken hing, und band es sich wie eine Schürze um. Er goss Wasser in das Becken. Dann kniete er sich wie ein Sklave vor einem der Jünger hin und begann, diesem die Füße zu waschen. Darauf trocknete er sie mit dem Tuch.

Es war totenstill geworden im Saal. Erschrocken und erstaunt sahen die Jünger, was hier geschah. Er, ihr Meister, tat niedrigste Dienstarbeit, für die sie sich zu vornehm vorkamen! Er, der Messias, der Sohn Gottes, der König von Himmel und Erde, er wollte der Geringste von allen sein. Durfte er sich so tief demütigen? Durften sie das zulassen?

Nein!, dachte Petrus und wurde rot vor Scham, als Jesus vor ihm hinkniete.

Er zog die von Staub und Schweiß

bedeckten Füße zurück und schrie es beinahe heraus: »Herr, du willst mir meine Füße waschen?«

Jesus blickte ganz ruhig zu ihm auf und antwortete: »Was ich tue, verstehst du jetzt nicht; aber später wirst du es begreifen.«

Nein, Petrus verstand es nicht, und er wusste auch nicht, dass Jesus nicht nur seine Füße vom Schmutz säubern, sondern auch sein Herz von der Sünde reinwaschen wollte. Tief beschämt rief er aus: »Nie und nimmer sollst du mir die Füße waschen!«

Jesus erwiderte ernst: »Wenn ich sie dir nicht wasche, hast du keine Gemeinschaft mit mir.«

Da gab Petrus sich geschlagen. Keine Gemeinschaft mit Jesus haben? Das wollte er nicht. Darum sagte er: »Herr, dann wasch mir nicht nur die Füße, sondern auch die Hände und den Kopf!«

Das aber war nicht nötig. Sie hatten alle ein Bad genommen, bevor sie zu diesem Fest kamen. Nur die Füße, die vom langen Weg staubig geworden waren, mussten gewaschen werden.

Darum sagte Jesus: »Wer ein Bad genommen hat, ist ganz rein. Er braucht sich nur noch die Füße zu waschen.« Und er setzte noch hinzu: »Auch ihr seid rein – aber nicht alle.«

Denn der Herr wusste, dass der Verräter unter ihnen saß. Er hatte auch dem Judas die Füße gewaschen. Judas Herz aber öffnete sich ihm nicht. Darum sagte Jesus: »Ihr seid nicht alle rein.«

Als er sein Obergewand angelegt und sich wieder gesetzt hatte, sah er seine Jünger an und fragte: »Versteht ihr, was ich eben getan habe? Ihr nennt

mich Meister und Herr und das mit Recht, denn ich bin es. Wenn nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, sollt auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.«

Sie schwiegen. Sie wagten kaum, ihn anzusehen.

Meister, Meister, dachten sie, hast du uns so lieb? Wie oft nur haben wir dich mit unserem Hochmut traurig gemacht?

Einer von ihnen aber kannte keine Reue. Er saß zwischen den anderen am Tisch. Er setzte seine Lippen an den Kelch, aus dem der Meister getrunken hatte. Er nahm das Brot und nahm von dem Lamm und tauchte seine Stücke in die Schüssel, genau wie es sein Meister tat. Seine Gedanken aber waren mit dem Plan beschäftigt, wie er ihn verraten könnte.

Jesus las Judas schlimme Gedanken, und es tat ihm richtig weh, dass der Verräter selbst noch bei diesem feierlichen Mahl unter ihnen war.

Seine Stimme war voll Schmerz, als er sagte: »Ich sage euch: Einer von euch wird mich verraten.«

Die Jünger erschranken heftig. Verraten ...? Ihren Meister ...? Und einer von ihnen sollte es sein ...?

Sie schauten einander an. Sie waren ganz entsetzt, und jeder fühlte die Augen der anderen auf sich gerichtet. Wer war zu einer so furchtbaren Tat fähig?

Etwa ich?, dachte jeder. Könnte es wirklich so weit mit mir kommen? Nein, das ist unmöglich!

Und bedrückt fragten sie, einer nach dem anderen: »Bin ich es, Herr? Sag doch, dass ich es nicht bin!«

Und Jesus antwortete: »Einer, der das Brot mit mir in die Schüssel getaucht hat, wird mich verraten. Der Menschensohn geht zwar den Weg, der ihm in der Schrift vorausgesagt ist. Doch wehe dem Menschen, durch den er verraten wird! Für diesen Menschen wäre es besser, er wäre nie geboren worden!«

Traurig und verzweifelt sahen die Jünger noch immer einander an – wer könnte das sein? Und Simon Petrus winkte Johannes, der gleich neben Jesus saß, doch einmal zu fragen, wer es sei.

Johannes verstand den Wink. Er beugte sich zu Jesus hin und flüsterte: »Herr, wer ist es?«

Da nahm Jesus ein Stück Brot und antwortete leise: »Der ist es, dem ich den Bissen eintauche und gebe.«

Die Worte konnte aber nur Johannes verstehen.

In diesem Augenblick beugte sich Judas über den Tisch und fragte: »Bin ich es, Rabbi?«

Da tauchte Jesus das Brot in die Schüssel und reichte es Judas. Und während er seinem untreuen Jünger in die Augen blickte, sagte er fast unhörbar: »Du sagst es.«

Auch das hörte keiner von den anderen. Johannes aber wusste nun, wer der Verräter war. Entsetzt schaute er auf Judas und zweifelte keinen Augenblick daran. Welch ein Hass, welche Wut flackerte auf einmal in dessen Augen, als er das Brot nahm, das Jesus ihm reichte! Es war, als wäre der Satan in ihn gefahren.

Jesus aber blickte ihn an und sagte ernst: »Was du vorhast, das tue bald!«

Keiner der anderen begriff, was der Meister meinte. Weil Judas das Geld verwaltete, glaubten einige, er müsse noch etwas für das Fest kaufen oder den Armen etwas bringen.

Sie sahen, wie er aufstand und zur Tür ging. Dunkel verschwand seine Gestalt in die Finsternis der Nacht.

Die Tür fiel ins Schloss.

Der Verräter war gegangen, um sein schreckliches Werk zu tun.

DAS HEILIGE ABENDMAHL

Das Mahl war beinahe vorüber – das letzte Abendessen des Herrn mit seinen Jüngern.

Das Ende stand bevor. Das Ende von seinem Leben auf der Erde.

Doch eine neue Zeit würde anbrechen, ein neues Gottesvolk würde auf der Erde wohnen, ein Volk, das sich nach Jesus Christus nennen sollte.

Zu diesem neuen Volk passte das alte Passahfest Israels nicht mehr. Doch auch dieses neue Volk sollte an seine Befreiung denken, aber nicht an die Befreiung aus Ägypten, sondern an die Befreiung aus der Macht des Todes und der Sünde, nicht durch das Blut eines Lammes, sondern durch das Blut des wahren Gotteslammes Jesus Christus, der am Kreuz sein Leben dahingab.

Jesus wünschte, dass das neue Volk Gottes niemals vergessen sollte, dass er für die Menschheit gestorben war. Und dass Gott ihnen allen ihre Sünden ver-

geben wollte, weil er die Strafe für diese Sünden auf sich nahm.

Darum setzte er an diesem letzten Abend vor seinem Leiden das Heilige Abendmahl ein.

Die Jünger müssen wohl gespürt haben, dass etwas ganz Außergewöhnliches bevorstand.

Sie sahen die Erschütterung in den Augen ihres Meisters. Sie sahen die feierliche Art, wie er das Brot nahm und segnete.

Er brach das Brot – so sollte auch sein Leben für sie gebrochen werden.

Dann gab er einem jeden ein Stück mit den Worten: »Nehmt und esst; das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Tut das zu meinem Gedächtnis!«

Danach nahm er den Kelch mit dem roten Wein, segnete auch ihn und ließ ihn von Hand zu Hand gehen und sprach: »Trinkt alle daraus. Das ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für viele zur Vergebung der Sünden vergossen wird.«

Schweigend und ehrfurchtsvoll taten die Jünger, was er sagte. Sie aßen das Brot und tranken den Wein. Und wenn sie auch noch nicht ganz verstanden, was Jesus meinte –, ihre Herzen waren von Liebe zu ihm erfüllt und sie wussten, dass sie diesen Abend niemals mehr vergessen würden.

Seit diesem Tag wird das Heilige Abendmahl, das Jesus selber einsetzte, in allen christlichen Gemeinden auf der ganzen Welt begangen. Und überall, wo Gläubige sehen, wie das Brot gebrochen wird, denken sie daran, dass so

auch das Leben Jesu für sie gebrochen wurde. Und wenn sie sehen, wie der Wein in den Kelch fließt, dann wissen sie wieder, dass so auch das Blut des Heilands für sie floss.

Wenn sie dann das Heilige Abendmahl gefeiert haben, nehmen sie wieder die Versicherung mit, dass Jesus sie immer liebt und auch für ihre Sünden gestorben ist.

Das alles begriffen die Jünger an diesem letzten Abend mit Jesus noch nicht. Sie konnten es nicht glauben, dass er von ihnen gehen würde, selbst jetzt noch nicht, als er es so offen aussprach.

Es klang auch zu seltsam, was der Heiland dann sagte, während sie bei ihm saßen. Es war schon Nacht, und noch niemals hatten sie sich ihm so nahe gefühlt wie jetzt.

Er sagte traurig: »Heute Nacht werdet ihr euch alle von mir abwenden. Denn es heißt in der Schrift: ›Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen.‹ Aber nach meiner Auferstehung werde ich euch nach Galiläa vorgehen.«

Die letzten Worte hörten sie nur noch mit halbem Ohr. Abwenden ...? Ihn verlassen ...? Da schüttelten sie alle den Kopf. Das war doch ganz unmöglich! Sie waren so selbstsicher, ihre Liebe zu ihm war doch so treu und so stark! Sie wussten noch nicht, auf welchen schwachen Füßen ihr Glaube stand, wie stark der Satan war, wie leicht sie straucheln konnten, wenn Gott sie nicht davor bewahrte.

Petrus war sich am sichersten. Er wurde beinahe böse, dass Jesus so etwas zu sagen wagte. Feurig und ehrlich überzeugt rief er aus: »Und wenn sich alle von dir abwenden – ich niemals!«

Doch er wusste noch nicht, wie schrecklich diese Nacht werden sollte, in der der Satan selbst mit ihm streiten würde.

Jesus aber wusste es und warnte ihn: »Simon, Simon, Satan hat sich erbeten, euch schütteln zu dürfen wie den Weizen im Sieb. Ich aber habe für dich gebetet, dass du deinen Glauben nicht verlierst.«

Doch noch immer ging Petrus nicht in sich. Er sagte: »Herr, ich bin bereit, sogar mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen.«

Aber Jesus schüttelte nur traurig den Kopf und fragte: »Dein Leben willst du für mich lassen? Ich sage dir: Heute, in dieser Nacht, bevor der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen!«

Das konnte und wollte Petrus nicht glauben und von den anderen auch niemand. Jesus verleugnen ...? Zu sagen, er kenne ihn nicht und er wäre gar nicht sein Jünger? Eher wollte Petrus sterben!

Noch vieles andere sagte Jesus an diesem Abend. Es waren seine Abschiedsworte, das spürten die Jünger genau. Ergriffen und traurig hörten sie zu, und ihre Herzen klopften ängstlich.

Jesus aber tröstete sie.

Er ging ja nur in das Haus seines Vaters, um ihnen dort einen Platz vor-

zubereiten. Später würde er sie dann auf ewig zu sich nehmen.

Sie sollten auch hier auf der Erde nicht allein bleiben. Er würde seinen Vater bitten, ihnen den Heiligen Geist zu senden, der sie trösten und lenken und immer bei ihnen bleiben und ihnen auch alles erklären sollte, was jetzt noch dunkel war.

Als sie dann aufstanden, konnte Jesus sich noch immer nicht von seinen Jüngern trennen. Er hatte ihnen noch so vieles zu sagen. Er wünschte so sehr, dass sie ihn im Herzen trügen, so wie er sie alle in seinem Herzen trug. Sie sollten völlig eins mit ihm sein, so wie der Zweig eins ist mit dem Baum, die Rebe eins mit dem Weinstock.

Das war Judas nicht gewesen. Nach außen hin hatte er wohl zu Jesus gehört, aber er war ihm nicht in Liebe verbunden. Darum wurde er abgeschnitten wie ein verdorrter Zweig, wie eine wilde, unfruchtbare Rebe. Mit den anderen Jüngern aber verhielt es sich nicht so.

Jesus sprach zu ihnen in einem wunderschönen Gleichnis: »Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater der Weingärtner. Jede Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, schneidet er ab; eine Rebe aber, die Frucht bringt, schneidet er zurück; so reinigt er sie, damit sie noch mehr Frucht hervorbringt.

Bleibt in mir und ich werde in euch bleiben. Eine Rebe kann nicht aus sich selbst heraus Frucht hervorbringen; sie muss am Weinstock bleiben. Genauso wenig könnt ihr Frucht hervorbringen, wenn ihr nicht in mir bleibt.

Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht. Denn ohne mich könnt ihr nichts tun.«

Dann sprach Jesus noch von der Liebe, in der alle seine Jünger miteinander verbunden sein sollten und sie alle mit ihm. Er sagte auch: »Das ist mein Gebot, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch liebe.«

Als Jesus das gesagt hatte, blickte er zum Himmel und sprach das Gebet vor.

So wie der Hohepriester in Israel die Namen aller Stämme auf seinem Herzen trug, wenn er ins Allerheiligste ging, so trug Jesus, der wahre Hohepriester, das ganze neue Gottesvolk in seinem Herzen vor Gottes Thron. Er betete für sich selbst und für sein Werk. Er betete für seine Jünger. Er betete auch für alle, die später an ihn glauben sollten. Für alle diese Millionen von Menschen ging er jetzt in den Tod, damit sie einmal bei ihm im Himmel sein sollten.

Voll Ehrfurcht und Vertrauen klang seine Stimme in dem stillen Saal: »Vater, ich will, dass die, die du mir gegeben hast, dort sind, wo ich bin. Sie sollen bei mir sein, damit sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, bevor die Welt geschaffen wurde.«

In diesem wunderschönen hohenpriesterlichen Gebet hat Jesus auch nicht einen Einzigen von uns vergessen ...

Sie sangen noch gemeinsam den Lobgesang. Ihre Stimmen waren heiser und unsicher vor Rührung, doch die kräftige, klare Stimme ihres Meisters trug sie.

Dann ging der Kelch noch einmal durch ihre Reihe, und danach schritt Jesus ihnen voran zum Saal hinaus, die Treppe hinunter, in die Stille der Nacht. Unruhig und besorgt umringten ihn die Jünger, ängstlich spähten sie nach allen Seiten aus. Der Mond stand hoch am Himmel, und schwarz waren die Schatten entlang den Häusern.

Er aber ging ruhig seinen Weg, durch Schatten, durch Licht – zum Tor hinaus, zur Brücke über den Bach Kidron, zum Weg, der den Ölberg hinaufführte. Und dort am Hang war ein Ölbaumgarten, Gethsemane, dessen Stille Jesus schon so oft zum Gebet aufgesucht hatte.

Dorthin lenkte er auch jetzt seine Schritte.

Seine Stunde war gekommen.

GETHSEMANE

Still und einsam lag der Ölbaumgarten im Dunkeln da. Der kühle Nachtwind rauschte durch die Bäume. Das Mondlicht spielte auf den krummen, knorrigten Stämmen. Die Sterne funkelten am hohen dunklen Himmel.

In diesem stillen Wäldchen war Jesus oft mit seinen zwölf Jüngern in milden Nächten gewesen. Jetzt folgten ihm nur noch elf. Der Zwölfte würde auch bald kommen. Er wusste, dass er Jesus hier finden würde.

Am Eingang ließ Jesus acht Jünger zurück und sprach: »Setzt euch hier und wartet, bis ich gebetet habe.« Drei aber nahm er mit sich weiter in den dunklen Garten: Petrus, Jakobus und Johannes.

Und da geschah, was niemals ein

Mensch begreifen wird. Jesus, der immer so ruhig und so sicher seinen Jüngern den richtigen Weg gezeigt hatte, schien auf einmal den Mut zu verlieren. Eine große Traurigkeit kam über ihn, eine entsetzliche Angst ergriff ihn. Tief bewegt klang seine Stimme, als er sagte: »Meine Seele ist zu Tode betrübt. Bleibt hier und wacht!«

Es war nicht nur die Furcht vor dem Leiden und Sterben, die ihn so sprechen ließ. Er hatte schon so oft davon geredet, ohne zu zittern, sogar noch in dieser Nacht.

Es war da etwas anderes, etwas Geheimnisvolles, noch viel Schrecklicheres als das körperliche Leiden, das auf ihn wartete. Er konnte diesen fürchterlichen Schmerz selbst nicht begreifen, der so plötzlich in seiner Seele brannte.

Es war die Last unserer Sünden – der Sünden der ganzen Welt, die Gott jetzt ihm aufbürdete. Er, der niemals etwas Unrechtes getan hatte, fühlte Gottes Zorn wie eine kaum zu tragende Last. Es war Gottes Zorn über all das Böse der Menschen, für das er jetzt die Strafe auf sich nehmen würde. Da überfiel ihn eine so schreckliche Angst, dass ihm der Schweiß ausbrach. Er zitterte und krümmte sich. Ihm war, als würde seine Seele von der Angst zerrissen.

Schwankend ging er tiefer in den Baumhof hinein, einen Steinwurf weit. Dort warf er sich zu Boden, um zu beten. In dieser großen Not konnte nur das Gebet ihm helfen. Jetzt hob er nicht mehr den Blick zum Himmel wie früher. Jetzt neigte er das Gesicht zum Boden und rang die Hände.

Dann aber hielt er es nicht mehr aus



und flehte: »Vater, wenn du willst, lass diesen Kelch an mir vorübergehen!«

Aber sofort fügte er hinzu: »Aber nicht mein Wille soll geschehen, sondern deiner!«

So wie Jesus in dieser furchtbaren Stunde litt, hat noch niemals ein Mensch auf der Erde gelitten. Und niemand war da, um ihn zu trösten.

Nach seinem Gebet stand er auf und ging durch den Baumhof zurück, um seine Jünger zu suchen, die mit ihm wachen sollten. Wie brauchte er jetzt ihre Nähe, wie sehnte er sich nach einem einzigen Wort der Liebe, das ihn stärken konnte!

Doch selbst dies blieb ihm versagt. In ihre Mäntel gewickelt lagen sie noch

an der Stelle, wo er sie verlassen hatte, und schliefen. Erschöpft von Kummer und Traurigkeit waren sie in Schlaf gefallen, auch Petrus. Trotz der großen Worte von seiner Treue hatte er den Meister schon jetzt alleingelassen.

Jesus weckte ihn. Er sagte, und es klang so tieftraurig: »Simon, schläfst du? Konntest du nicht einmal eine Stunde wach bleiben? Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung geratet! Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!«

Erschrocken hoben sie die Köpfe und wussten nicht, was sie darauf erwidern sollten. Ihre Augen waren so schwer, ihre Herzen so bedrückt. Sie stammelten ein paar Worte, sie versuchten zu beten ... Ja, sie wollten schon ... Doch

die Köpfe sanken ihnen wieder auf die Arme, und sie überließen sich dem Schlaf, in dem sie allen Kummer vergessen konnten.

Unterdessen aber kämpfte Jesus einen schweren Kampf.

Schwarze Nacht erfüllte seine Seele. Unendlich war die Einsamkeit um ihn her. Todesschmerzen griffen nach ihm, die Angst der Hölle sprang ihn an.

Er war niedergekniet, aber so sehr quälte ihn die Furcht, dass sein Schweiß wie Blutstropfen war, die auf die Erde fielen.

Doch kein widerwilliges Wort kam über seine Lippen. Ehrfürchtig und gehorsam klangen seine Worte: »Mein Vater, wenn es nicht möglich ist, dass dieser Kelch an mir vorübergeht, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille!«

Und wieder traf er seine Jünger schlafend an, als er zu ihnen kam, um ein Wort der Aufmunterung zu hören. Selbst diesen letzten Freundesdienst, den er von ihnen erwartete, versagten sie ihm.

Ungetröstet ging er wieder davon und kniete zum dritten Mal nieder und betete dieselben Worte.

Er übergab sich ganz dem Vater. Er wollte nur, was sein Vater wollte, und wieder betete er: »Dein Wille geschehe.«

Da kam ein Engel des Herrn zu ihm herab, ein Bote seines himmlischen Vaters, der besser trösten konnte als die Menschen. Und nun war alles gut. Eine tiefe Freude zog in das Herz des

Heilands ein. Was nun auch geschah, nicht einen Augenblick mehr würde er unsicher werden. Wie ein Lamm wollte er sich nun zur Schlachtbank führen lassen. Keine Klage sollte mehr über seine Lippen kommen.

Hier im Garten Gethsemane hat Jesus seinen schwersten Kampf gekämpft. Aber er siegte durch seinen Gehorsam, einen Gehorsam bis in den Tod.

Jesus ging zu seinen Jüngern zurück, und jetzt brauchte er sie nicht mehr.

Er sprach: »Wollt ihr noch länger schlafen und euch ausruhen? Seht, die Stunde ist da, in der der Menschensohn in die Hände der Sünder gegeben wird.«

Und als sie erwachten, zeigte er hinunter in den Hof, wo Fackeln sich suchend hin und her bewegten, und er sprach: »Steht auf, lasst uns gehen! Der, der mich verrät, ist da.«

DIE GEFANGENNAHME

Der stille Garten Gethsemane hallte wider vom Lärm. Harte Stimmen klangen durch die Nacht. Laternen und Fackeln wurden geschwungen. Dunkle Gestalten bewegten sich zwischen den Bäumen und näherten sich.

Und dort kam Judas, um sein verbrecherisches Werk zu tun. Er hatte gewusst, dass Jesus nach dem Mahl hierhin gehen würde. Noch in der Nacht hatte er den Hohenpriestern und Schriftgelehrten verraten: »Jetzt ist die Gelegenheit günstig, jetzt könnt ihr Jesus gefangen nehmen.«

In großer Eile hatten sie daraufhin ihre Soldaten zusammengerufen und die Tempelwache alarmiert. Waren es auch genug? Wenn nun die Jünger ihren Meister verteidigten und Hilfe herbeiriefen? Nahe bei Gethsemane standen die Zelte der Galiläer, mit denen Jesus nach Jerusalem gekommen war. Nein, noch mehr Bewaffnete mussten her! Da schickten sie rasch einen Boten zu Pilatus, dem römischen Statthalter, und baten um eine Abteilung Soldaten, um einen gefährlichen Aufrührer festzunehmen. Und so drangen sie in Gethsemane ein: die jüdischen Bewaffneten, die römischen Soldaten mit ihrem Hauptmann und einige Hohepriester und Schriftgelehrte, die mitgekommen waren. Eine starke, mit Schwertern und Lanzen bewaffnete Truppe.

Wie aber sollten die Knechte und Soldaten nun wissen, wen sie gefangen nehmen sollten? Wie sollten sie Jesus im Dunkeln erkennen?

Judas wusste Rat. Er sagte: »Ich will so tun, als wäre ich noch sein Freund. Ich gehe voraus, als ob ich ihn warnen wollte. Dann begrüße ich ihn mit einem Kuss. Der, den ich küssen werde, ist es, den nehmt fest.«

Der Verräter kannte sich in dem Ölbaumgarten gut aus. Er war hier schon öfters mit Jesus gewesen. Als er den Herrn mit seinen Jüngern entdeckte, lief er auf ihn zu, als freute er sich, ihn zu sehen.

»Sei gegrüßt, Rabbi!«, rief er. Und er küsste ihn.

Das war der gemeinste Kuss, den die Erde je gesehen hat. Er muss dem Hei-

land auf der Wange gebrannt und seine Seele mit Abscheu erfüllt haben.

Doch Jesus fragte nur: »Judas, verätst du den Menschensohn mit einem Kuss?«

Da taumelte Judas verwirrt zurück und versteckte sich zwischen den Knechten und Soldaten, die inzwischen mit ihren qualmenden Fackeln herangekommen waren. Unsicher standen sie da und blickten von einem zum anderen. Judas war zu weit vorausgelaufen, so hatten sie nicht sehen können, wen er küsste. Wen sollten sie nun eigentlich gefangen nehmen –?

Da trat jemand vor sie hin. Hoch aufgerichtet stand er im hellen Mondlicht und fragte ruhig: »Wen sucht ihr?«

»Jesus von Nazareth!«, antworteten sie wie aus einem Mund.

Und der da vor ihnen stand, sprach: »Ich bin es.«

Von diesen wenigen schlichten Worten ging eine wunderbare, eine geheimnisvolle Kraft aus.

Sie wichen zurück, diese bewaffneten Männer, auch Judas. Sie stolpterten und fielen zu Boden.

Als sie sich wieder aufrafften, stand Jesus ganz ruhig an der gleichen Stelle. Ängstlich und erschreckt blickten sie zu ihm auf, denn sie begriffen, dass sie ihm gegenüber machtlos waren.

Und er fragte noch mal: »Wen sucht ihr?«

Und sie stammelten wieder: »Jesus von Nazareth.«

Jesus antwortete: »Ich habe euch doch gesagt, dass ich es bin. Wenn ihr mich sucht, dann lasst die anderen hier gehen!«

Er zeigte auf seine Jünger, die unentschlossen hinter ihm standen, bebend vor Angst und Wut. Nur an sie dachte er, damit sie gerettet würden. Er selber gab sich widerstandslos den Soldaten in die Hände, die ihn zu fesseln versuchten.

Seine Jünger aber drängten sich tief empört vor ihn hin und riefen: »Herr, sollen wir zum Schwert greifen?«

Petrus wartete die Antwort gar nicht erst ab. Verzweifelt sprang er vor Jesus, griff nach seinem Schwert und hieb wild auf die eindringende Gruppe ein. Doch er tat es nicht sehr geschickt, denn er hatte noch nie ein Schwert benutzt. Unmittelbar neben dem Kopf eines Soldaten sauste es herab. Der griff sich mit einem Aufschrei an den Kopf – sein rechtes Ohr war abgehauen! Da drängten die Bewaffneten auf die Jünger ein. Es sah aus, als wäre alle Mühe des Meisters vergebens gewesen, und als sollten auch sie nun gefangen genommen werden.

Doch Jesus konnte sie auch jetzt noch beschützen. Wie ein König stand er vor den Soldaten und hielt sie mit einer kleinen Handbewegung in Schach. Dann wandte er sich an Petrus und sagte: »Steck das Schwert weg! Denn alle, die zum Schwert greifen, werden durchs Schwert umkommen. Oder glaubst du nicht, dass ich meinen Vater um Hilfe bitten könnte und dass er mir sofort mehr als zwölf Legionen Engel zur Seite stellen könnte? Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat? Wie würden sich dann aber Voraussagen der Schrift erfüllen, nach denen es so geschehen muss?«

Und als Petrus beschämt ins Dunkel zurückwich, trat Jesus zu dem verwundeten Soldaten, berührte dessen Ohr und heilte ihn.

Der Mann hieß Malchus und war ein Diener des Hohenpriesters.

Dieser Malchus war der letzte Mensch auf der Erde, den die Hände Jesu heilten.

Er war ausgeschiedt, dem Herrn Böses zuzufügen, und ihm widerfuhr Barmherzigkeit.

Doch unmittelbar nach diesem Wunder packten die Soldaten Jesus erneut und banden ihm die Handgelenke mit Stricken zusammen.

Die Hohenpriester standen dabei und sahen schadenfroh zu.

Und Jesus sagte zu ihnen: »Mit Schwertern und Knüppeln seid ihr ausgezogen, als wäre ich ein Verbrecher. Dabei habe ich doch jeden Tag im Tempel gesessen und habe gelehrt, und ihr habt nichts gegen mich unternommen. Aber jetzt ist eure Stunde gekommen und die Macht der Finsternis.«

Sie wussten keine Antwort darauf. Und die Soldaten zerrten ihn durch den Baumgarten fort. Doch einige von ihnen verfolgten die Jünger.

Die aber hatten Jesus alleingelassen und waren schon nach allen Seiten in die Dunkelheit geflüchtet.

Nur einen glaubten sie noch zu entdecken. Der trug einen langen weißen Umhang. Den packten sie. Es war noch ein junger Mensch. Er riss sich los, ein Laken blieb in den Händen der Soldaten. Er selbst tauchte nackt in der Finsternis unter.

Es war keiner von den Jüngern ge-

wesen. Vielleicht war es Johannes Markus, ein junger Mann aus Jerusalem, der die Vorbereitungen der Rabbis beobachtet und sich rasch ein Laken umgeworfen hatte und den Soldaten gefolgt war.

Alles war so gekommen, wie Jesus es vorhergesagt hatte: Die Jünger ließen ihn allein, und er selbst wurde gefangen durch das Kidrontal zur Stadt geführt.

ZUM TOD VERURTEILT

Still lag der Palast des Hohenpriesters in der Passahnacht da. Leer und verlassen waren die Straßen ringsum, und hell leuchtete der Mond über der schlafenden Stadt.

Doch aus dem Tor des großen Hauses eilten Boten davon. Sie verteilten sich schnell in den Straßen Jerusalems und pochten an die Häuser der vornehmsten Juden, der Mitglieder des Hohen Rates, um sie zu wecken und ihnen auszurichten, sie müssten sich sofort im Haus des Kajaphas versammeln.

Und schon bald erschienen von überallher die Ältesten und Schriftgelehrten in ihren langen, wallenden Röcken. Sie klopfen an die Hauspforte und wurden von einer Magd hineingelassen. Hastig gingen sie durch den geräumigen Innenhof, in dessen Mitte ein Feuer brannte, an dem sich bewaffnete Knechte wärmten. Nun betraten sie einen der großen Säle des Palastes, die den Hof umgaben.

Hier empfing sie Kajaphas, der Vorsitzende des Rates, der Hohepriester.

Seine Augen funkelten voller Schadenfreude, als er ihnen berichtete, Jesus sei jetzt endlich gefangen. Gleich sollte er ihnen hier vorgeführt werden und sie würden ihn zum Tod verurteilen, das stand bei allen fest. Schuldig oder nicht – sie wollten, dass er starb. Sie mussten nur noch eine ausreichende Anklage gegen ihn erheben. Das Todesurteil war klar, das Verbrechen aber musste erst noch gefunden werden. Darum wurde Jesus zunächst vor Hannas gebracht, den Schwiegervater des Kajaphas, der ihn verhören sollte.

Hannas war schon ein alter Mann, und er war ebenso einflussreich wie Kajaphas und auch genauso schlau. Früher war er der Hohepriester gewesen, aber die Römer hatten ihn abgesetzt. Nun waren ihm seine Söhne in diesem Amt gefolgt und schließlich sein Schwiegersohn Kajaphas. Hannas wurde aber immer noch mit Hohepriester angesprochen.

Er saß in einem der Säle an der anderen Seite des Innenhofes, und Jesus stand gefesselt vor ihm zwischen den Knechten, die ihn hergebracht hatten. Hannas sah Jesus verächtlich und stolz an und legte ihm viele hinterhältige Fragen über seine Jünger und über seine Lehre vor, in der Hoffnung, Jesus werde eine unvorsichtige Antwort geben.

Aber seine Schläue half ihm hier nicht im Geringsten. Jesus war zwar verurteilt worden, doch seine Jünger verriet er niemals! Und auch über seine Lehre wollte er nichts sagen. Warum fragte Hannas danach? Er musste es doch wis-

sen, dass Jesus niemals zum Aufstand gerufen hatte!

Und Jesus antwortete stolz: »Ich habe immer frei und offen geredet und so, dass alle Welt es hören konnte. Ich habe nie im Geheimen gelehrt, sondern immer in den Synagogen und im Tempel, wo alle Juden zusammenkommen. Warum fragst du mich also? Frag die, die mich gehört haben; sie wissen, was ich zu ihnen gesagt habe.«

Hannas konnte nichts darauf erwidern, denn er fühlte, dass Jesus ihn völlig durchschaute.

Doch einer der Knechte, der seinem Herrn helfen wollte, sprang auf Jesus zu und schlug ihm ins Gesicht.

»Wie kannst du es wagen, dem Hohenpriester so eine Antwort zu geben?«, rief er.

Es war der erste Schlag, den Jesus erhielt, doch er wandte sich ruhig dem Mann zu und sprach ohne Zorn, nur mit tiefem Ernst: »Wenn an dem, was ich gesagt habe, etwas Unrechtes war, dann beweise es. Wenn ich aber nichts Unrechtes gesagt habe, warum schlägst du mich?«

Da blickte der feige Knecht betreten zu Boden. Und Hannas empfand, dass er gegen die Weisheit Jesu nichts ausrichten konnte. Verstimmt schickte er ihn zum Saal hinaus über den Innenhof, zum Gerichtssaal des Kajaphas, des Vorsitzenden des Rates.

Dort saßen nun die Richter Israels, die in tiefer Nacht plötzlich zusammengerufen worden waren, in einem weiten Halbkreis beim flackernden Schein der Fackeln und Lampen. Ihren Triumph und ihre Schadenfreude ver-

bargen sie hinter feierlichem Ernst. Da standen auch die bewaffneten Knechte, grausam und gleichgültig. Und vor dem Saal warteten die Zeugen – sie warteten ungeduldig auf die Belohnung, die ihnen gewiss war, wenn sie nur Böses über Jesus zu berichten wussten.

Und zwischen diesen Gottlosen stand der Sohn Gottes, unschuldig und doch gefesselt wie ein Verbrecher. Aber er stand da wie ein König in unerschütterlicher Ruhe. Er schlug die Augen nicht nieder unter den lauernden, stechenden Blicken, die sich von allen Seiten auf ihn richteten. Er schien der Richter zu sein, der diese vornehmen Mörder zu verurteilen hatte.

Weswegen sollten sie ihn nun anklagen? Sie wussten ja nur zu gut, dass er sich niemals etwas hatte zuschulden kommen lassen. Darum hatten sie Zeugen vorgeladen, denen es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht ankam, wenn sie nur Geld dafür erhielten.

Es waren viele Zeugen da, und die Richter hofften, zwei von ihnen würden wohl die gleiche Anschuldigung vorbringen. Denn so verlangte es das Gesetz: Dann erst war die Anklage begründet.

Doch je mehr Zeugen sie aufriefen, desto verzweifelter wurden die Richter, denn sie widersprachen einander ständig. Schweigend hörte Jesus die Verleumdungen an, er brauchte sich nicht einmal zu verteidigen.

Dann aber, ganz zuletzt, traten zwei Zeugen auf, die dasselbe erklärten.

»Er hat verächtlich vom heiligen Tempel gesprochen!«, brachten sie vor.



»Er hat gesagt: Ich kann den Tempel Gottes niederreißen und in drei Tagen wiederaufbauen!«

Da blitzte Hoffnung in den Augen der Richter auf – das war ein sehr ernst zu nehmender Vorwurf. Der Tempel war das heilige Haus des Herrn, und wer verächtlich von ihm sprach, der beleidigte Gott selbst und machte sich der Gotteslästerung schuldig. Und Gotteslästerung konnte nur durch die Todesstrafe gesühnt werden.

Triumphierend schielte der Hohepriester Kajaphas zu seinem Gefangenen hinüber. Was würde er darauf wohl antworten? Es war Kajaphas klar, dass Jesus niemals etwas so Unsinniges gesagt hatte, und dass sich bei einem Kreuzverhör wohl schnell herausstellen

musste, dass die beiden Zeugen seine Worte entstellt wiedergaben. Aber Jesus sollte erst einmal beweisen, dass er das nicht gesagt hatte –!

Doch Jesus schwieg. Gegen eine derartig unwahre Anschuldigung verteidigte er sich nicht. Vor drei Jahren hatte er seinen Körper einen Tempel genannt, einen Tempel des Heiligen Geistes, und dann gesagt, dieser solle abgebrochen und in drei Tagen wieder aufgerichtet werden. Und noch heute würde sich dieses Wort bestätigen.

Da er hartnäckig schwieg, wurde Kajaphas vor Wut und Ungeduld so aufgebracht, dass er zitterte. Er erhob sich und rief: »Hast du darauf nichts zu sagen? Wie stellst du dich zu dem, was diese Leute gegen dich vorbringen?«

Jesus blickte Kajaphas fest und ruhig an. Er wartete auf eine andere Frage, die, wie er wusste, kommen musste. Und nur durch sein Schweigen zwang er Kajaphas, diese andere Frage zu stellen.

Und Kajaphas stellte sie auch. Sie war seine letzte Gelegenheit, noch alles zum Guten zu wenden.

Er sagte: »Ich nehme dich vor dem lebendigen Gott unter Eid. Sag uns: Bist du Christus, der Sohn Gottes?«

Und jetzt antwortete Jesus. Totenstille lag über dem Saal. Kraftvoll klang seine Stimme: »Du selbst hast es ausgesprochen. Und ich sage euch: Von nun an werdet ihr den Menschensohn an der rechten Seite des Allmächtigen sitzen sehen, und ihr werdet sehen, wie er auf den Wolken des Himmels kommt!«

Da sprang Kajaphas auf und tat ganz entsetzt über diese Antwort. Mit beiden Händen fasste er sich an den Hals, ergriff sein himmelblaues hoheprieserliches Gewand, und in gut gespielter Empörung zerriss er das heilige Kleid, das niemals zerrissen werden durfte. Das war eigentlich ein Ausdruck tiefen Schmerzes!

»Das ist Gotteslästerung!«, rief er empört. »Wozu brauchen wir noch Zeugen? Ihr habt ja selbst gehört, wie er Gott gelästert hat. Was ist eure Meinung?«

Da sprangen alle Richter von den Sitzen und schrien durcheinander: »Er muss sterben!« Sie drängten sich um den nun zum Tod Verurteilten, der schuldlos und mit hoch erhobenem Haupt vor ihnen stand. Der ganze Hass dieser äußerlich so vornehmen Mör-

der brach jetzt durch. Zähneknirschend umringten sie ihn, verhöhnten und verspotteten ihn, spuckten ihm ins Gesicht und schlugen mit den Fäusten auf ihn ein.

Und die Knechte wollten dabei ihren Herren nicht nachstehen. Sie legten ihm ein schmutziges Tuch über den Kopf, sie schlugen ihn und fragten höhnisch: »Messias, du bist doch ein Prophet! Sag uns: Wer hat dich geschlagen?« Und noch mehr gemeine Dinge dachten sie sich aus, um ihn zu kränken und zu verletzen.

Und kein Blitz fuhr in diesen Palast, in diese Mörderhöhle, um sie alle zu vernichten.

Und auch die Engel kamen nicht vom Himmel, um ihren Herrn zu befreien.

Gott schwieg.

Gottes Sohn schwieg auch und litt und ertrug alles ohne ein Wort der Klage. Während ihm das Blut über das Gesicht tropfte, dachte er in Liebe an alle, die durch sein Leiden gerettet wurden.

Die Lichter der Fackeln waren am Erlöschen.

Der erste fahle Schimmer des kommenden Tages drang in den offenen Saal.

PETRUS UND JUDAS

Als Jesus im Garten Gethsemane den Soldaten die Hände hinhielt, um sie fesseln zu lassen, war Petrus wie die übrigen Jünger eiligst ins Dunkel geflüchtet.

Doch an einer geschützten Stelle blieb er stehen und sah beim Schein der Fackeln, wie Jesus abgeführt wurde.

Geduldig wie ein Lamm hatte er sich in ihre Hände gegeben, ließ sich durch die Nacht zu seinen Feinden schleppen, den gottlosen Rabbis in Jerusalem, die schon so lange vorgehabt hatten, ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

In großen Sprüngen eilte Petrus von einem Baum zum anderen. Er erreichte den Ausgang des Gartens und sah, wie der Trupp mit lodernden Fackeln ins Kidrontal hinunterzog. Er eilte ihnen nach und hielt sich vorsichtig am Wegrand. Warum, das wusste er selber nicht. Helfen konnte er ja nicht und für seinen Meister kämpfen durfte er ja nicht. Aber er wollte doch bei ihm sein. Sein Herz trieb ihn weiter, und er weinte in bitterer Verzweiflung: »Meister, warum muss das sein? Du könntest doch den Engeln befehlen ...!«

Es war ihm ein Rätsel, und er fand nicht die Lösung. Er hatte sein ganzes Vertrauen auf Jesus gesetzt. Er hatte sich von Jesus, dem Messias, eine herrliche Zukunft versprochen...

Und nun war alles so ganz anders gekommen! Dies hier war das Ende ...

Hatten die Rabbis etwa recht? War Jesus wirklich ein Betrüger? Das konnte nicht sein, das war eine Lüge!

Jesus war der Messias! Petrus glaubte das mit der ganzen Kraft seines verzweifelten Herzens.

Wie war das alles nur möglich? Petrus begriff es nicht. Er begriff nur, dass dies die bitterste Nacht seines Lebens war. Mit klopfendem Herzen hielt er die Soldaten im Auge. Angst

und Mitleid trieben ihn. Da sah er plötzlich ganz nah eine Gestalt, die fast so scheu und schreckhaft wie er den gleichen Weg verfolgte. Als der Mond die Wolken durchbrach, erkannte er Johannes.

Auch Johannes konnte den Meister nicht ganz im Stich lassen.

Aufgeregt flüsterten sie über das schreckliche Geschehnis dieser Nacht und schlichen sich gemeinsam durchs Tor von Jerusalem in die Stadt hinein und im Schatten der Häuser zum Haus des Kajaphas. Der Zug der Bewaffneten und Fackelträger war schon im Vorhof verschwunden, als sie ankamen.

Johannes war hier schon einmal gewesen und die Dienerin am Tor kannte ihn. Er ging hinein. Petrus aber traute sich nicht und blieb draußen stehen.

Johannes bemerkte es erst, als er schon im Innenhof stand. Er ging wieder zurück, wechselte ein halblautes Wort mit der Pförtnerin und holte auch Petrus herein.

Petrus fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Wäre es nicht besser gewesen draußen zu bleiben, als sich hierher unter die Feinde zu wagen? Er schreckte zusammen, wenn nur ein Blick ihn streifte. Schon sah er sich nach einem Versteck um. In der Mitte des Hofes saßen die Diener des Hohenpriesters um ein Kohlenfeuer. Petrus setzte sich zu ihnen und hielt die Hände über die wärmende Glut. So erweckte er sicher den Eindruck, als gehöre auch er zur Dienerschaft und nicht zu Jesus. Und von seinem Platz aus konnte er auch in einen der offenen Säle sehen – dort

stand sein Meister still und gefesselt im gelben Licht der Lampen.

Verzweiflung ergriff ihn, wenn er hinübersah. Finster saß er zwischen den Dienern mit Angst und Hass im Herzen.

Doch es war kalt und das Feuer zog die Menschen an. Auch die Pförtnerin stellte sich dazu. Schon als sie Petrus einließ, hatte sie ihn misstrauisch beobachtet. Und als nun die rote Glut sein bekümmertes Gesicht erhellte, da erkannte sie ihn. Sie sah ihn scharf an und fragte plötzlich: »Bist du nicht einer von seinen Jüngern?«

Petrus sah sie erschrocken an, das Herz schlug ihm bis zum Hals. Aber er fasste sich schnell und sagte möglichst gleichgültig: »Das stimmt nicht!« Glücklicherweise ließ sie es bei ihrer Frage bewenden und ging ohne ein weiteres Wort davon.

Aber nun fühlte Petrus sich hier nicht mehr sicher. Sein Leben war in Gefahr, wenn man ihn erkannte! Darum eilte er gleich darauf zum Tor. Irgendwo krächte ein Hahn. Petrus hörte es zwar, achtete aber nicht weiter darauf und war nur auf seine Sicherheit bedacht. Am Tor standen ein paar Menschen plaudernd beieinander, unter ihnen auch die Pförtnerin.

Als sie ihn nun wieder erblickte, sagte sie zu den anderen: »Der war auch mit diesem Jesus von Nazareth zusammen!« Und eine andere Dienerin rief ihm zu: »Ja, du gehörst auch zu ihm!«

Aber Petrus fuhr sie an: »Ich kenne den Menschen nicht!«

Seine Angst war auf einmal noch größer geworden. Denn jetzt konnte

er sich auch nicht mehr ungesehen davonstehlen. Das würde erst recht Verdacht erregen. Die Pförtnerin öffnete ihm vielleicht nicht einmal! Da tat er so, als ob er der Kälte wegen nur ein bisschen auf und ab ginge, während er vor Angst nicht aus noch ein wusste. Schließlich setzte er sich doch wieder zu den gähnenden und plaudernden Knechten ans Feuer.

Dort saß er etwa eine Stunde lang und blickte immer wieder zu Jesus hinüber, der noch immer verhört wurde. Was dort gesprochen wurde, konnte Petrus nicht verstehen. Als er aber sah, wie man seinen Meister verspottete und schlug, kam ihm das Geschehen dort so richtig zum Bewusstsein. Vor Kummer und Wut biss er sich auf die Zunge.

Plötzlich wurde er von einer Stimme am Feuer aufgeschreckt: »Du bist auch einer von denen.«

»Nein«, erwiderte er. »Ich kenne den Menschen nicht!«

Und er fühlte alle Augen auf sich gerichtet.

»Deine Sprache verrät dich«, meinte einer, »denn du bist ein Galiläer.«

Ein Knecht musterte ihn von Kopf bis Fuß. Er war ein Freund von Malchus, dem Petrus das Ohr abgehauen hatte. Nun fragte er mit einmal drohend: »Habe ich dich nicht dort im Garten bei ihm gesehen?«

Petrus erblasste vor Todesangst. An seiner Seite unter dem Mantel hing nämlich noch das kurze Schwert, von Blut befleckt – vom Blut des Malchus! Er begann sich zu verfluchen und zu schwören, er kenne Jesus nicht, er habe ihn noch nie gesehen, und er wolle auf



der Stelle sterben, wenn es nicht so wäre.

Und da, in diese schrecklichen Worte, krächte laut und hell ein Hahn. Petrus brach mitten im Wort ab. Es war, als ob er aus einem Rausch der Sünde, aus einem bösen, schrecklichen Traum jäh erwachte. Entsetzt blickte er zu Jesus hinüber. Und der Herr wandte sich um, und seine Augen suchten Petrus. Den traf dieser Blick bis ins Innerste seines Herzens. Und wieder hörte er die Stimme Jesu: »Ich sage dir: Noch heute Nacht, bevor der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.«

Was gingen ihn jetzt noch die Knechte an? Was galt ihm noch sein Leben? Er wandte sich ab. Ein Schluchzen stieg ihm in die Kehle. Käme er sich nicht so hoffnungslos schlecht vor, er würde mitten durch die spottenden Knechte in den Saal laufen und sich seinem Meister zu Füßen werfen. Aber er fühlte sich nicht wert, jemals wieder in seine Nähe zu kommen. Er schwankte davon in die Finsternis, zum Tor hinaus, und weinte bitterlich. Er war der Schlechteste aller Menschen, und die Reue nagte an seinem Herzen. Niemals zuvor aber hatte er seinen Meister so sehr geliebt wie jetzt.

Seine Tränen waren ein Gebet. Und tief in seinem Herzen lebte der Glaube, dass der Heiland auch ihn noch liebte und ihm seine furchtbare Untreue einmal vergeben würde.

Das aber war es, was dem Judas fehlte – dieser bedingungslose Glaube an Gottes Erbarmen, das größer ist als die größte Sünde.

Judas bereute auch. Als er sah, dass Jesus verurteilt wurde, brannte das Geld in seinem Gürtel wie Feuer. Denn jetzt erst begriff er ganz sein schlechtes Tun, seine Schuld am Tod Jesu.

Wie eine schwere Last lag sie ihm auf der Seele. Er wollte davon loskommen, er wollte Jesus wieder loskaufen. Was bedeutete ihm jetzt noch Geld, wo ihm die Reue das Herz zerfraß? Und selbst wenn Jesus nicht der Messias wäre – ein guter und unschuldiger Mensch war er aber doch! Er durfte nicht sterben! Judas ertrug den Gedanken nicht, der Mörder des Heilands zu sein. Und so eilte er in aller Frühe in den Tempel, wo die Priester gerade begannen, das Morgenopfer vorzubereiten. Mit verzerrtem Gesicht und wilden Augen stürmte er zu ihnen hinein und hielt ihnen mit zitternden Händen das Geld hin und schrie: »Ich habe gesündigt, ich habe einen unschuldigen Menschen verraten.«

Rau hallte der Schrei durch den Tempel, der Aufschrei eines Menschen aus tiefster Seelennot.

Aber sie lächelten nur, grausam, listig. »Was geht uns das an?«, sagten sie. »Das ist deine Sache!«

Was machte es diesen Priestern schon aus, wenn da eine Menschenseele zugrunde ging? Sie hatten ihre Beute und gaben sie um keinen Preis der Welt wieder her.

Sie nahmen das Geld von Judas nicht einmal zurück. Aber er warf die verhängnisvollen Silberstücke vor sie hin, dass sie über den Boden des Tempels rollten, und eilte davon.

Seine letzte Hoffnung war fehl-

geschlagen. Im Osten rötete sich der Himmel, doch in seiner Seele blieb es Nacht. Wie ein Verfluchter kam er sich vor, der nie, niemals erlöst werden konnte, der für immer an seine Schuld gekettet war und nirgends Ruhe fand.

Immer würde ihn die Frage verfolgen: »Judas, mit einem Kuss verrätst du den Menschensohn?«

Ein Mensch in den Klauen des Satans! Er glaubte weder an Liebe noch an Vergebung. Er glaubte nur noch an seine Schuld und an seinen Fluch. Da wagte er nicht mehr weiterzuleben. Und so machte er an einer entlegenen Stelle seinem sündigen Leben ein Ende.

Verblendeter Judas! Glaubte er etwa, einen Mord mit einem Selbstmord sühnen zu können?

Nun lag seine Leiche irgendwo vor Jerusalem auf den Felsen. Die Priester aber saßen beisammen und überlegten scheinheilig, was sie nun mit dem Sündengeld anfangen sollten. Sie hatten die Silberstücke eingesammelt. Doch wollten sie das Geld nicht in den Opferstock tun. Das war für sie eine schwere Sünde: Blutgeld im heiligen Schatzkasten!

Nach langem Hin und Her beschlossen sie, einen Acker dafür zu kaufen – ein fast wertloses Stück Land, uneben, kaum gerodet. Ein Töpfer hatte hier Lehm gegraben, nun machten sie einen Begräbnisplatz für Pilger daraus.

Blutacker nannten die Menschen ihn von da an: Acker des Blutes.

PILATUS UND HERODES

Es war noch früh am Morgen, als man Jesus aus dem Palast des Hohenpriesters hinausführte. Beulen und Schrammen bedeckten sein Gesicht. Nun schleiften die Henkersknechte ihn durch die noch stillen Straßen zum Gerichtsgebäude des Pilatus.

Ungern nur folgten die Rabbis. Am liebsten hätten sie Jesus sofort dem Henker übergeben. Aber sie unterstanden der Gerichtsbarkeit der Römer. Deren Statthalter musste jedes Todesurteil bestätigen. Nur römische Soldaten durften es ausführen.

Darum war Eile geboten. Noch bevor sich die Menschen auf den Straßen zeigten, musste Jesus in den Händen der Römer sein! Wenn es dann noch zu Unruhen kam, war Jesus nicht mehr zu retten.

Ungeduldig drängten sich die Rabbis und ihre Helfershelfer zum Vorplatz der römischen Burg, Jesus in ihrer Mitte. Vor der hohen Freitreppe aber machten sie halt, denn es war Passahfest, und da durften sie das Haus eines Heiden nicht betreten. Dann wären sie unrein, weil man in diesem Haus Sauerteig aufbewahrte. Das Blut eines Unschuldigen machte sie nicht unrein – wohl aber ein wenig Sauerteig!

Soldaten führten Jesus die Treppen hinauf und Pilatus erschien, um die Juden anzuhören.

Und dann standen sie einander gegenüber: Pontius Pilatus, der vornehmste Römer hier im Land, und sie, die vornehmen Juden. Sie hassten und verachteten sich, seit sie einander

kannten. Er ließ sie seine Macht fühlen, wo es möglich war, und bereicherte sich insgeheim an ihrem Geld. Sie reizten ihn, wo sie nur konnten, und es war schon verschiedentlich zu Aufständen gekommen.

An diesem Morgen aber begegneten die Juden ihrem Feind höflich und freundlich, denn jetzt brauchten sie ihn, um diesen Menschen loszuwerden, den sie noch mehr hassten als den Statthalter. Und als Pilatus fragte, was Jesus denn verbrochen habe, sagten sie scheinheilig: »Wenn er kein Verbrecher wäre, hätten wir ihn nicht zu dir gebracht!«

Sie dachten, diese Antwort würde dem Statthalter genügen. Doch sie wurden schwer enttäuscht. Denn als Pilatus Jesus ansah, konnte er nicht glauben, dass dieser stille Mensch den Tod verdient haben sollte.

Er sagte: »Nehmt doch ihr ihn und richtet ihn nach eurem Gesetz!«

Aber das wollten die Juden nicht.

»Er muss sterben!«, riefen sie.

»Warum?«, fragte der Statthalter.

Ja, warum –? Er hatte, so meinten sie, Gott gelästert – und er hatte behauptet, Christus, der Sohn Gottes, zu sein. Deswegen hatten die Rabbis ihn verurteilt. Aber was ging das den Pilatus an, wenn Jesus sich Gottes Sohn nannte? Er würde darüber lächeln, er war ein Heide und glaubte vielleicht nicht einmal, dass es Gott gab ...

»Er ist ein gefährlicher Mensch«, sagten sie. »Er verführt das Volk, er verbietet, dem Kaiser Steuern zu zahlen, und sagt er sei Christus, ein König!«

Jesus stand dabei und hörte alles an,

ohne ein Wort zu sagen. Gegen solche Vorwürfe verteidigte er sich nicht. Und Pilatus verstand sehr genau, dass diese Anklage auf schwachen Füßen stand. Hätte Jesus wirklich die Absicht gehabt, das Volk aufzuwiegeln und ihn, Pilatus, zu verjagen, dann hätten die Juden ihn ja verehren müssen.

Verwundert sah er Jesus an.

»Hörst du nicht, was sie alles gegen dich vorbringen?«, fragte er.

Aber auch darauf gab Jesus keine Antwort, sodass Pilatus sich noch mehr wunderte. Er ging ins Gerichtsgebäude und ließ Jesus vorführen. Er wollte mehr von diesem eigenartigen, sanftmütigen Menschen erfahren, der dort so ruhig stand, als wäre er wirklich ein König.

Pilatus fragte: »Bist du der König der Juden?«

Jesus sah ihn an und sprach: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, dann hätten meine Diener für mich gekämpft, damit ich nicht den Juden in die Hände falle. Nun aber ist mein Reich nicht von dieser Welt.«

Nach dieser Antwort stand es für Pilatus endgültig fest, dass dieser Mann kein Aufrührer war und dass die Römer von ihm nichts zu befürchten hatten.

Er fragte: »Dann bist du also tatsächlich ein König?«

Jesus erwiderte: »Du hast recht – ich bin ein König. Ich bin geboren und in die Welt gekommen, um für die Wahrheit Zeuge zu sein. Jeder, der auf der Seite der Wahrheit steht, hört auf meine Stimme.«

Davon aber verstand Pilatus nun gar nichts. Die Wahrheit – was war die

Wahrheit? Kluge Leute in Rom sagten, niemand wäre imstande, die Wahrheit zu erkennen. Vielleicht gab es gar keine Wahrheit in dieser Welt. Pilatus war ein Mensch ohne Glauben und zweifelte an allem.

Er zuckte mit den Achseln.

»Wahrheit?«, fragte er. »Was ist das?«

Dann trat er wieder nach draußen, wo die Juden voller Spannung warteten, und sagte: »Ich finde keine Schuld an ihm.«

»Keine Schuld?!«, schrien die Rabbis empört. »Er wiegelt das ganze Volk auf, von Galiläa bis nach Jerusalem!«

Darauf antwortete Pilatus nicht einmal. Doch er sah, wie aufgeregt sie waren, und im Grunde seines Herzens fürchtete er sich nun vor ihnen. Er musste Jesus freilassen, denn er hatte keine Schuld an ihm gefunden. Aber er wagte es auch wieder nicht. Was aber hatte er da gehört – Galiläa?

»Ist dieser Mann aus Galiläa?«, fragte er.

Da kam ihm ein guter Einfall. Nun konnte er diesen lästigen Fall abschieben und brauchte sich doch nicht mit den Juden zu streiten. Denn er war nur Statthalter über Judäa. In Galiläa aber regierte Herodes. Und es traf sich gut, dass sich der König zum Passahfest in Jerusalem aufhielt. Sollte der nur diese schwierige Rechtsfrage entscheiden! Pilatus rieb sich die Hände, denn diesen Herodes konnte er gar nicht leiden! Und dabei sah das Ganze auch noch wie eine besondere Höflichkeit aus!

Pilatus gab den Juden ihr Opfer zurück und verwies sie an den König von Galiläa.

Er atmete erleichtert auf, als sie eilig durch das Burgtor verschwanden, und zog sich zufrieden in sein Haus zurück.

Herodes freute sich, als Jesus ihm vorgeführt wurde, denn er hatte ihn schon lange einmal sehen wollen. Immer wieder hatte er von seinen Wundertaten gehört, und dann war eine geheime Angst über ihn gekommen. Denn noch immer ließ ihm sein Gewissen wegen der Ermordung des Täufers keine Ruhe. Er war abergläubisch und fürchtete, dieser Jesus könnte der auferstandene Johannes sein, der gekommen war, sich an seinem Mörder zu rächen.

Doch als er Jesus nun endlich sah, fiel die jahrelange Angst schnell von ihm ab.

Diesen blassen, müden Mann, der stumm und gefesselt vor ihm stand, brauchte er nicht zu fürchten.

Und das war nun der Wundertäter, der so viel von sich reden machte? Dann sollte er nur hier seine Künste zeigen!

Jesus würde es bestimmt gern tun. Was tat ein Gefangener nicht alles, wenn ihm dafür die Freiheit winkte!

Und er fragte ihn vieles – aber Jesus würdigte den König keiner Antwort. Herodes stellte Frage um Frage, doch der Herr schwieg. Und auch die schweren Anschuldigungen der Hohenpriester und Schriftgelehrten beantwortete er nicht.

Enttäuscht gab Herodes es endlich auf. Aber seinen Spaß wollte er doch haben und fing nun an, Jesus herauszufordern und zu verhöhnen. Jetzt scheute er sich nicht mehr, und seine Soldaten hielten mit.

»Er will König werden?«, lachte Herodes. »Nun, dann muss er auch ein entsprechendes Kleid tragen.«

Und er ließ ihm einen weißen Prachtmantel über die Schultern legen, vielleicht war es ein altes fürstliches Gewand von ihm selber.

Jesus schüttelte es nicht ab, und sein Blick war nicht einmal zornig. In unbegreiflicher Geduld ließ er alles mit sich geschehen. Herodes bekam seine Stimme jedenfalls nicht zu hören.

Dann schickte er Jesus in diesem Spottgewand wieder zu Pilatus.

Herodes wusste es zu schätzen, dass der Statthalter an ihn gedacht hatte. Er vergaß darüber seine Feindschaft und wollte es nun auch seinerseits nicht an Höflichkeit fehlen lassen.

Von dem Tag an wurden Pilatus und Herodes Freunde.

Der ungläubige Statthalter und der abergläubische König, die beiden vornehmen Feiglinge, sie passten gut zusammen.

KREUZIGE IHN

Die Sonne schien schon warm, als man Jesus wieder durch die Stadt führte. Aus allen Straßen und Gassen liefen die Leute herbei und schrien überrascht auf, als sie Jesus in den Händen der Schergen sahen. Er, dem sie atemlos zugehört hatten, wenn er im Tempel sprach, er, der die stolzen Pharisäer und Schriftgelehrten mit scharfen Worten zu tadeln gewagt hatte, ging hier als Gefangener der Rabbis! Waren sie doch mächtiger als er? –

Erschrocken und aufgeregt schrien sie durcheinander. Immer mehr schlossen sich dem Zug an. Es wurde eine große, unruhige Menge, die Jesus umdrängte. Wild johlend bewegte sie sich durch die Stadt auf das Gerichtsgebäude zu.

Pilatus hörte den gewaltigen Lärm auf dem Vorplatz seiner Burg. Als er hinausblickte, verfinsterte sich sein Gesicht. Musste er nun doch wieder in diese wunderbar reinen, unschuldigen Augen sehen? Musste er wieder das Geschrei dieser ihm so verhassten Juden anhören? Er fürchtete sich vor diesen Augen und fürchtete auch die aufgebrachte Menge. Wie das Volk wieder johlte!

Aber letzten Endes war er der Statthalter. Er allein hatte zu befehlen und nicht diese eigensinnigen Rabbis. Entschlossen biss er die Zähne zusammen, trat hoch aufgerichtet nach draußen und winkte mit stolzer Handbewegung den Hohenpriestern und Obersten heranzukommen. Dann sagte er, seiner Sache scheinbar ganz sicher: »Ihr habt diesen Menschen vor mich gebracht, weil er angeblich das Volk aufwiegelt. Nun, ich habe ihn in eurem Beisein verhört und habe ihn in keinem der Anklagepunkte, die ihr gegen ihn erhebt, für schuldig befunden. Herodes auch nicht, denn er hat ihn zu uns zurückgesandt. Ihr seht also: Der Mann hat nichts getan, womit er den Tod verdient hätte. Darum will ich ihn auspeitschen lassen und dann freigeben.«

Die Antwort der Juden aber war ein einziger Schrei der Empörung. Die

Menge wurde immer lärmender und ungestümer. Hatten sie sich darum so viel Mühe gegeben? Freigeben, jetzt, wo er endlich gefangen und verurteilt war?! Nein, sterben musste er!

Pilatus erschrak, als er die drohende Haltung der Menge sah. Sein Mut und seine Entschlossenheit gerieten ins Wanken. Er musste sich bei diesem gefährlichen Volk doch wohl etwas in Acht nehmen.

Und wieder hatte er einen schlaunen Einfall. Es war üblich, zum Passahfest einen Gefangenen freizulassen, den das Volk bestimmen durfte. Er wurde begnadigt, weil man in der Stadt das Fest der Befreiung beging. Und jetzt war gerade ein berühmter Räuber im Gefängnis, der einen Menschen getötet hatte: Barabbas. Wenn er diesen Aufrührer nun neben Jesus stellte und das Volk dann zwischen beiden wählen ließe? Das Volk hatte Jesus verehrt, das wusste Pilatus. Nur die Hohenpriester hatten ihn aus Hass und Neid vor Gericht gestellt.

Der Statthalter ließ Barabbas holen und stellte ihn neben Jesus. Und nun wandte sich ein sehr freundlicher und wohlwollender Pilatus an das Volk.

»Nun habt ihr ja nach eurem Brauch Anspruch darauf, dass ich euch am Passahfest einen Gefangenen freigebe. Wollt ihr, dass ich euch den König der Juden freigebe? Barabbas oder Jesus, von dem man sagt, er sei der Messias?«

Das Volk war ganz still geworden. Man hörte nichts als das erregte Flüstern der Rabbis. Überrascht blickten die Menschen auf die beiden: Barabbas

und Jesus. Und Pilatus lächelte; hier fiel die Wahl nicht schwer.

In diesem Augenblick kam ein Diener angelaufen und übergab dem Pilatus einen Brief seiner Frau. Pilatus wandte sich ab, um ihn zu lesen. Was mochte das Wichtiges sein, dass seine Frau ihn in einer Gerichtssitzung störte?

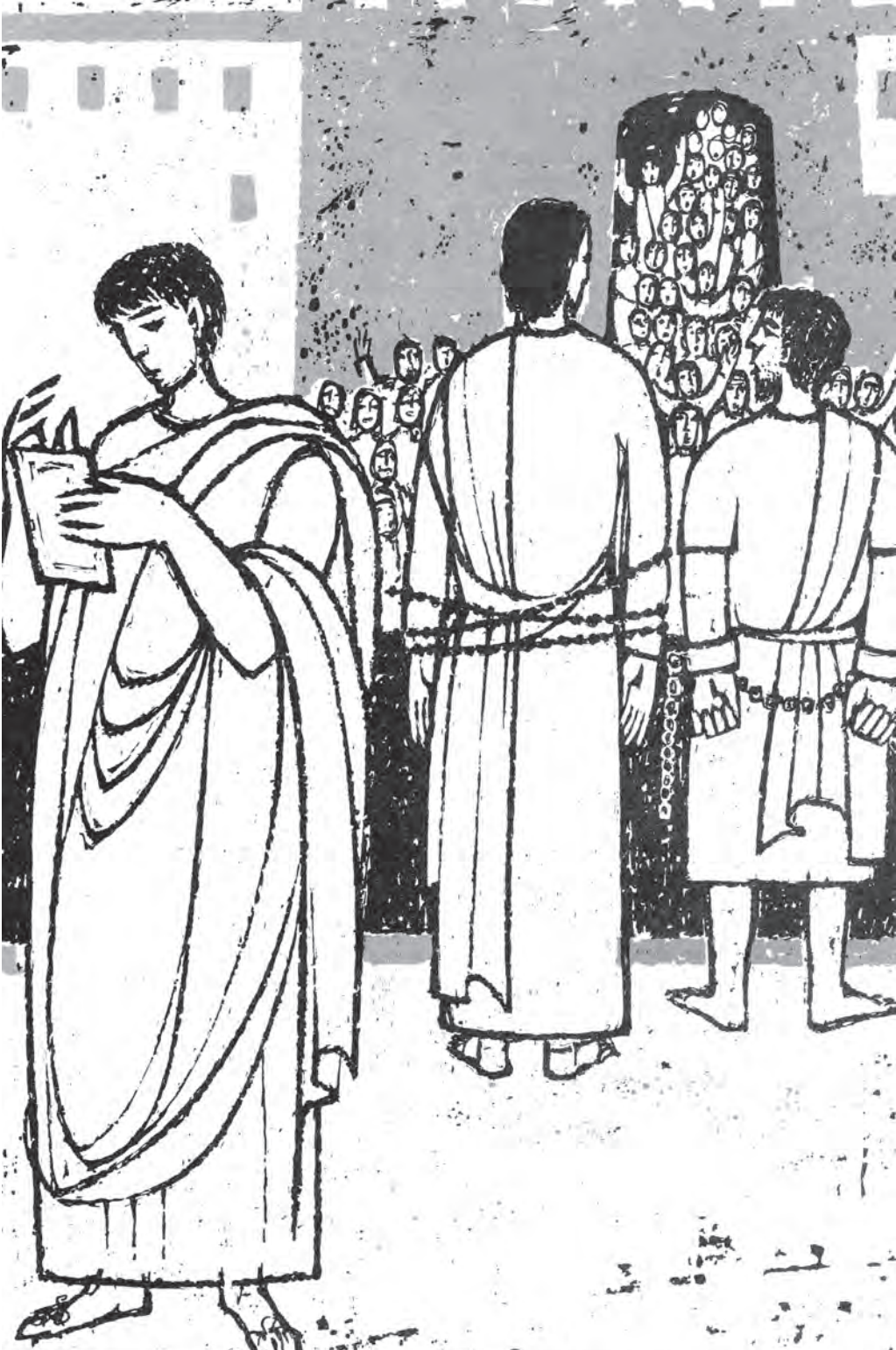
Er las. Und inzwischen stand Jesus neben Barabbas vor dem Volk. Der Sohn Gottes neben dem Mörder.

Und unter dem Volk gingen geschäftig die Rabbis hin und her und hetzten es auf, für Barabbas zu stimmen. Er war ein tapferer Mann, der gegen die Römer gekämpft hatte. Was aber hatte Jesus geleistet? War er etwa ein Held, wenn er sich so einfach gefangen nehmen ließ?

Die Leute blickten hinauf zu Jesus und nickten. Sie hatten erwartet, dass er König werden und Israel vom Joch der Römer befreien würde. Aber er hatte es nicht gewollt, wahrscheinlich nicht gewagt! Und sie hatten ihn für den Messias gehalten.

Pilatus bemerkte nicht, wie die Rabbis das Volk aufwiegelten. Es war ja auch zu unsinnig, was seine Frau ihm da über Jesus schrieb. Sie wusste, dass man gestern Abend Bewaffnete ausgeschildet hatte, um ihn gefangen zu nehmen. Und jetzt schrieb sie: »Lass die Hände von diesem Mann, er ist unschuldig! Ich habe seinetwegen heute Nacht im Traum viel Schweres durchgemacht.«

Es war eine letzte Warnung für Pilatus. Aber brauchte er sie denn? In wenigen Augenblicken konnte er Jesus ja frei-



lassen. Lächelnd wandte er sich wieder dem Volk zu: »Wen von den beiden soll ich euch freigegeben?« Da aber klang es ihm aus tausend Kehlen entgegen: »Barabbas!«

Das Lächeln auf Pilatus' Gesicht erstarb.

»Und was soll ich mit Jesus tun?«, fragte er niedergeschlagen.

Da johlte das Volk: »Kreuzigen, kreuzigen!«

»Was für ein Verbrechen hat er denn begangen?«, rief Pilatus verzweifelt.

Aber seine Worte gingen in den wilden Rufen, im Geschrei und Toben der Menge unter.

»Kreuzigen, kreuzigen!«

Der Lärm wurde immer größer, er hallte donnernd von den Mauern wider und fuhr heulend wie ein Sturm über die Stadt. Angesichts der wilden Menge dort auf dem Vorplatz erblasste Pilatus. Seine Soldaten umklammerten unruhig ihre Speere. Nur einer bewahrte seine Ruhe und sah überlegen auf das schreiende Volk hinunter.

Jesus.

Dies also war das Volk, das ihn vor wenigen Tagen erst mit Hosianna begrüßt hatte. Und jetzt forderte es seinen Tod!

Dies war das Volk, das seine Kranken und Gebrechlichen und auch die Kinder zu ihm gebracht und niemals vergebens bei ihm angeklopft hatte. Und jetzt trieb es ihn in den Tod, in den Tod am Kreuz!

Dies war das Volk, das er geliebt hatte, ja, das er noch immer aus ganzer Seele liebte. Und eben deshalb schwieg er und litt, denn sein Leiden sollte für

sie zum größten Segen werden. Aber diese Untreue seines verblendeten Volkes, diese schreckliche Undankbarkeit – musste sie ihn nicht in diesem Augenblick am tiefsten schmerzen?

»Kreuzigen, kreuzigen!«

Das Volk drängte sich bis ganz dicht an die Burg. Die Soldaten sahen ihren Herrn schon ungeduldig an und warteten auf den Befehl, die unverschämte Menge auseinanderzutreiben. Aber Pilatus gab diesen Befehl nicht. Pilatus ließ Barabbas frei, der mit einem wilden Freudenschrei in die Menge sprang und mit lautem Jubel begrüßt wurde. Jesus aber lieferte er den Soldaten aus, damit sie ihn auspeitschten.

Wer könnte die Schmerzen beschreiben, die Jesus geduldig auf sich nahm?

Sie rissen ihm die Kleider vom Körper und banden ihn im Gerichtsgebäude an. Sie nahmen die Peitsche. Sausend fielen die Schläge herab, und tiefe Striemen bedeckten den nackten Rücken.

Und doch kam kein Laut über seine Lippen.

Schweigend ertrug er den brennenden Schmerz, den er nicht verdient hatte. Andere hatten die Strafe verdient, er aber wollte die Strafe für diese anderen tragen.

Wer könnte die Schande in Worte fassen, die Jesus geduldig auf sich nahm?

An der Auspeitschung hatten sie nicht genug, diese Knechte des Pilatus. Sie holten einen Purpurmantel, einen alten roten Soldatenmantel, und warfen ihm den über die blutigen Schultern.

»Das ist sein Königsmantel!«, spotteten sie. »Er hat ja gesagt, er ist ein König!«

Sie flochten eine Krone aus Dornenzweigen und drückten ihm die auf den Kopf.

»Das ist seine Krone!«, lachten sie.

Sie steckten ihm einen Stock in seine rechte Hand, und er hielt ihn fest.

»Das ist sein Zepter!« Sie schrien es laut heraus.

Und dann trieben sie ihr grausames Spiel mit ihm noch weiter. Sie gingen in langem Zug an ihm vorüber wie vor dem Thron eines mächtigen Herrschers. Sie verneigten sich, sie knieten vor ihm nieder und spotteten: »Es lebe der König der Juden!« Und ihr Hohnlachen erfüllte das ganze Gerichtsgebäude.

Dann aber hatten sie auf einmal auch davon wieder genug und zeigten nur noch Verachtung für den, der so stumm alles mit sich anstellen ließ. Sie schlugen ihn mit Fäusten. Sie rissen ihm den Stock wieder aus der Hand und schlugen ihn damit auf den Kopf, sodass die Dornen seiner Krone tief ins Fleisch eindringen. Sie spuckten ihm ins Gesicht, damit er sie verfluchte, wie andere Opfer ihres Übermuts das sonst taten.

Plötzlich aber verstummte ihr Lärm, sie nahmen stillschweigend Haltung an – der Statthalter kam.

Pilatus sah Jesus dastehen, aus vielen Wunden blutend, blass und erschöpft und von den Soldaten lächerlich gemacht und der Statthalter lächelte.

Er lächelte. Mitleid kannte er ebenso wenig wie seine Knechte. Und nicht aus Liebe hatte er Jesus verteidigt, sondern

aus Hass, aus Hass auf die Juden. Und ein neuer Plan kam ihm in den Sinn, wie er Jesus doch noch retten könnte.

Sein Leben hatten sie verlangt, diese Aufrührer dort unten? Sein Blut wollten sie fließen sehen? Nun gut, sie sollten es fließen sehen. Vielleicht gaben sie sich dann zufrieden.

Er trat vor das Gerichtsgebäude und sagte: »Ich bringe ihn jetzt zu euch heraus. Ihr sollt wissen, dass ich keine Schuld an ihm finde kann.«

Und dann trat Jesus nach draußen – mit der Dornenkrone und dem Purpurmantel. Da stand er nun, auf den sie einmal alle ihre Hoffnung gesetzt hatten, von dem sie gedacht hatten, er werde sie retten. Und jetzt stieß er sie ab. So einen Messias, so einen leidenden Christus wollten sie nicht haben!

Pilatus sagte: »Seht, welch ein Mensch!«

Sie aber kannten kein Mitleid mehr. Nichts als Hass und Feindseligkeit lebte in ihren Herzen, und sie schrien wieder: »Kreuzigen! Kreuzigen!«

Da sah Pilatus ein, dass er sich wieder einmal in diesem Volk geirrt hatte. Aber nachgeben wollte er immer noch nicht.

»Nehmt ihr ihn doch selbst und kreuzigt ihn!«, schlug er vor. »Ich jedenfalls finde keine Schuld an ihm.«

Er wusste wohl, dass sie das doch nicht tun würden, denn das durften sie ja gar nicht. Sie wollten es auch nicht. Sie verlangten abermals vom Statthalter, ihn kreuzigen zu lassen. Und jetzt, jetzt endlich entschlossen sie sich, den wahren Grund zu nennen, warum sie ihn verurteilt hatten.

»Wir haben ein Gesetz«, riefen sie, »und nach diesem Gesetz muss er sterben, weil er behauptet hat, er sei Gottes Sohn.«

Als Pilatus das hörte, hielt er es für nötig, Jesus nochmals zu verhören.

Und so standen sie einander noch einmal gegenüber, Jesus und Pilatus, der König von Himmel und Erde und der Statthalter des Kaisers in Rom.

Pilatus suchte nach Worten. Was bedeutete das: Gottes Sohn? Wo war Jesus denn geboren und aus was für einem Königshaus kam er?

Der Statthalter fragte: »Woher bist du eigentlich?«

Aber Jesus gab ihm keine Antwort.

Da verlor Pilatus die Geduld, und er fragte barsch: »Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, dass es in meiner Macht steht, dich freizulassen, aber dass ich auch die Macht habe, dich kreuzigen zu lassen?«

Jesus sah ihn ernst an und erwiderte: »Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.«

In diesem Augenblick beschloss Pilatus, ihn auf alle Fälle freizulassen.

Nein, dieser Mensch durfte nicht sterben! Pilatus hatte auch noch seine Soldaten, die konnten gewaltsam den Platz räumen. War er hier der Statthalter oder nicht? Nun, dann wollte er den Juden einmal die Zähne zeigen.

Als er mit diesem Entschluss hinaus trat, da schrien sie ihm drohend entgegen: »Wenn du den freilässt, bist du nicht mehr der Freund des Kaisers! Jeder, der sich selbst zum König macht, stellt sich gegen den Kaiser.«

Da packte Pilatus kalte Angst. Wenn die Rabbis ihn beim Kaiser anschwärzten, könnte er nicht mehr Statthalter Roms sein. Ja, dann wäre er sogar seines Lebens nicht mehr sicher. Denn der Kaiser Tiberius war ein grausamer und misstrauischer Herrscher, und Pilatus hatte auch sonst kein ganz reines Gewissen. Sollte er hier sein Leben gefährden, um das Leben Jesu zu retten? Das Opfer war ihm nun doch zu groß.

Er war geschlagen. All seine Schläue, all seine Ausflüchte und seine halben Maßnahmen hatten ihm nichts genützt, weil ihm der wahre Mut eines ehrlichen Mannes fehlte.

Aber wenn er nun schon den Kampf aufgab, so wollte er doch den Menschen noch zeigen, dass er nicht am Tod dieses Unschuldigen schuldig sein wollte.

Darum ließ er eine Schale mit Wasser bringen, wusch seine Hände, sodass alle es sehen konnten, und sagte: »Ich bin unschuldig am Tod dieses Mannes. Was jetzt geschieht, ist eure Sache!«

Das Volk aber war in seiner Erregung so verblendet, dass es rief: »Die Schuld an seinem Tod soll uns und unseren Kindern angerechnet werden!«

Vierzig Jahre später wurde Jerusalem zerstört – da gingen diese bösen Worte auf schreckliche Weise in Erfüllung.

Pilatus ließ Jesus zu dem Platz bringen, an dem sein Richterstuhl stand, auf den hohen Vorplatz der Burg, dessen eine Seite zur Straße schräg abfiel und mit glatten Ziegelsteinen gepflastert war.

Steinpflaster hieß diese Stelle, auf Hebräisch Gabbatha.

Spöttisch sagte er zu den Juden: »Seht da, euer König!«

Sie schrien aber: »Weg mit ihm, weg mit ihm! Lass ihn kreuzigen!«

Pilatus fragte: »Euren König soll ich kreuzigen lassen?«

All ihr Hass auf die Römer war nichts gegen ihren entsetzlichen Hass auf Jesus.

Sie riefen: »Wir haben keinen König außer dem Kaiser!«

Da sprach Pilatus das Urteil, dass Jesus gekreuzigt würde.

Er hatte seine Hände in Unschuld gewaschen.

Doch das Wasser aller Meere würde nicht genügen, diese große Schuld von seiner Seele zu waschen.

Nun packten die Soldaten Jesus, nahmen ihm den Purpurmantel ab und zogen ihm seine eigenen Kleider an. Dann führten sie ihn hinaus, um ihn zu kreuzigen.

DER WEG DER SCHMERZEN

Es war beinahe neun Uhr morgens, als man Jesus zum Hügel Golgatha führte. Im Tempel brachten sie das Morgenopfer. Er aber ging hin, um das größte Opfer der Welt zu bringen.

Sie hatten ihm das Kreuz auf die Schultern gelegt. Keuchend schleppte er es. Ihm folgten zwei Verbrecher, zwei auch zum Kreuzestod verurteilte Mörder. Römische Soldaten trieben sie an, ein Hauptmann ritt voraus. So zwängte sich der traurige Zug durch die schma-

len Gassen, durch einen Wall neugieriger, aufdringlicher Menschen.

Für diese Menschen war es ein Freudentag. Sie feierten ihr Fest, das Fest der Befreiung.

Auf die drei Verurteilten aber wartete eine lange Qual und danach der Tod.

Unter all den Tausenden aber begriff keiner, dass der Tod des Einen, den sie nun so verächtlich verspotteten und beleidigten, ihnen das wahre Fest der Befreiung bringen sollte.

Die drei Todgeweihten gingen dahin und trugen ihr Kreuz.

Jesus aber hatte schon zu viel gelitten. Die Nacht im Garten Gethsemane, dann die Verhöre vor Hannas und Kajaphas, vor Herodes und Pilatus hatten seine Kräfte erschöpft. Die Auspeitschung und die Misshandlungen der Soldaten hatten ihn geschwächt. Noch schleppte er sich mit seiner letzten Kraft weiter. Das Kleid klebte ihm am Körper, an der aufgerissenen Haut. Seine Knie gaben nach. Der kalte Schweiß brach ihm aus. Noch ein paar unsichere Schritte – dann brach er schweigend unter seiner Last zusammen.

Da holten die Soldaten einen Mann, der unter den Zuschauern stand und gerade vom Acker kam. Ihn zwangen sie, das Kreuz Jesu zu tragen. Er musste einfach, ob er wollte oder nicht.

Und als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, dem Richtplatz zu, da schritt der Mann in Jesu Fußstapfen, das Kreuz auf der Schulter, als wäre er selber verurteilt.

Er stammte aus einer Stadt in Nordafrika und war ein Fremder, der Jesus

das Leiden dieses Tages ein wenig erleichterte. Simon aus Kyrene hieß er, und bis ans Ende aller Tage wird man ehrend seinen Namen nennen.

Erst später wurde es Simon klar, wem er das Kreuz getragen hatte.

Denn seine Söhne Alexander und Rufus gewannen Jesus lieb und gehörten nach einigen Jahren zur ersten Christengemeinde in Rom.

Doch Jesus erfuhr nicht nur Spott und Verachtung auf diesem traurigen Weg der Schmerzen.

Unter der Menge, die ihm folgte, befanden sich auch Frauen aus Jerusalem, die laut weinten und ihn beklagten.

Den Spöttern hatte Jesus nicht geantwortet, zu diesen Frauen aber redete er.

Noch immer dachte er nicht an sich selbst. Noch immer dachte er nur an sein Volk, das er liebte, an die Stadt, die ihn abgelehnt hatte, und über die einmal so namenloses Leid kommen sollte.

Er wandte sich um und rief in großem Leid: »Ihr Frauen von Jerusalem, weint nicht über mich! Weint über euch selbst und über eure Kinder! Denn es kommt eine Zeit, da wird man zu den Bergen sagen: ›Fallt auf uns herab!‹, und zu den Hügeln: ›Begrabt uns!‹«

So war er noch voller Erbarmen, während er unter dem Übermaß des Leidens fast schon zusammenbrach.

Und langsam bewegte sich der traurige Zug durch das Tor zur Stadt hinaus und näherte sich einem niedrigen, kahlen Hügel von seltsamer Gestalt, der an

einer Weggabelung in der Sonne schimmerte wie ein kahler und gebleichter Schädel. Das war der Richtplatz.

Schädelstätte hieß dieser Hügel.

Golgatha. Der Weg der Schmerzen war bald zu Ende. Das letzte und grauigste Leiden begann.

GOLGATHA

Niemals wird ein Mensch auf der Erde die Liebe des Heilands ganz ermesen, niemals das Wunder ganz begreifen, dass Jesus für uns Sünder ein so schreckliches Leiden auf sich nahm.

Die Henkersknechte richteten die Kreuze auf und stampften die Erde darum fest. Stumm sah Jesus zu. Sie zogen ihm die Kleider vom Körper, nur ein Lendentuch ließen sie ihm. Schweigend ließ er es geschehen. Dann näherte sich ihm ein Soldat mit einem gefüllten Becher.

Jesus streckte die Hand danach aus, denn ein brennender Durst quälte ihn. Doch kaum berührten die Lippen den Rand des Bechers, als er ihn auch schon zurückwies. Denn er enthielt ein Gemisch aus Wein und Myrrhe, einen betäubenden Trank, der den Körper gefühllos machte und die Schmerzen weniger empfinden ließ. Er aber wollte den bitteren Becher der Schmerzen bis zum letzten Tropfen leeren. Bei klarem Verstand wollte er für sein Volk leiden.

Wie konnten noch Menschen auf dem Hügel stehen und dieser entsetzlichen Strafe zusehen? Sein Körper wurde auf den Kreuzestamm genagelt



und fand an einem vorstehenden kleinen Querholz nur kümmerlichen Halt. Nägel durchbohrten seine Hände, die Hände, die immer nur Segen gesendet hatten. Und Nägel durchbohrten seine Füße, die nie Ruhe gekannt hatten, wenn es galt, irgendeinem zu helfen. Und das Holz des Kreuzes wurde von seinem Blut gerötet.

Und dann, in den heftigsten Schmerzen, erklang die Stimme des Heilands.

Nicht einen Fluch sprach er, sondern ein Gebet, ein Gebet für die Feinde, die ihn quälten: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

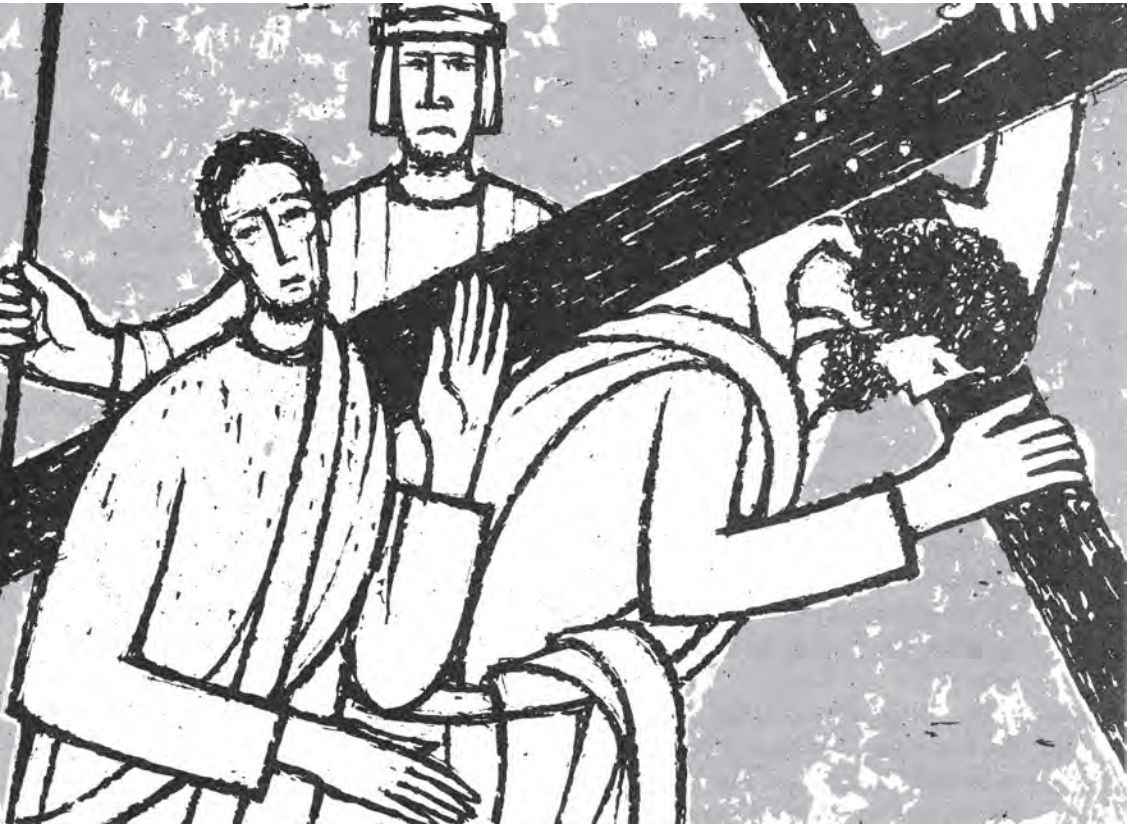
Wer weiß, ob die verrohten Soldaten es hörten, die bereits die beiden

Mörder ans Kreuz schlugen, einen rechts und einen links von ihm. Zuletzt aber brachten sie über dem Kopf jedes Verurteilten ein kleines Brett an, auf dem der Grund für ihren Kreuzestod angegeben war.

Bei Jesus stand da in drei Sprachen, Griechisch, Lateinisch und Hebräisch, sodass jeder es lesen konnte: »Jesus von Nazareth, König der Juden.«

So hatte Pilatus es angeordnet. Es war sein letzter beißender Spott über das Volk, das stärker gewesen war als er.

Die Hohenpriester verstanden das sofort. Sie eilten zum Gerichtsgebäude und forderten empört von dem Statthalter: »Schreibe nicht: ›König der



Juden! Sondern dass er gesagt hat: »Ich bin König der Juden!«

Aber Pilatus antwortete: »Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.«

Diese letzte kleine Rache ließ er sich nicht nehmen.

Und da hing nun der König der Juden, der Erlöser, nach dem das Volk sich seit Jahrhunderten so sehr gesehnt, und den sie nun hatten kreuzigen lassen.

Da hing der König von Himmel und Erde, der Sohn Gottes, wie ein Verfluchter. Er sühnte durch sein freiwillig auf sich genommenes Leiden die Schuld der Welt.

Die Soldaten aber ahnten nichts von diesem Wunder. Sie saßen neben dem Kreuz und teilten seine Kleider unter sich auf, die er nun nicht mehr brauchte. Vier Mann waren es, und jeder bekam sein Teil: ein Kopftuch, einen Gürtel, ein Obergewand, ein Paar Sandalen. Dann blieb noch sein Untergewand übrig. Das war besonders kostbar und ohne Naht aus einem Stück gewebt. Sie sagten zueinander: »Das zerschneiden wir nicht. Wir lassen das Los entscheiden, wer es bekommt!«

Und während Jesus der brennenden Qual ausgeliefert war, saßen seine Henker unter dem Kreuz und würfelten um das Untergewand.

So wurde erfüllt, was David tausend Jahre zuvor geweissagt hatte: »Sie haben meine Kleider unter sich verteilt; um mein Gewand haben sie das Los geworfen.«

Langsam stieg die Sonne immer höher, wandte sich nach Süden und brannte unbarmherzig auf den gequälten Körper des Herrn herab. Das Herz schlug in schweren Stößen. Das Fieber brannte wie Feuer in seinen Adern.

Wie konnten Menschen über dieses Leiden, über solche Schmerzen spotten? Es war, als sei an diesem schrecklichen Tag der Satan in sie gefahren.

Vorübergehende lästerten ihn und riefen höhnisch: »Du wolltest doch den Tempel Gottes niederreißen und ihn in drei Tagen wiederaufbauen. Wenn du Gottes Sohn bist, denn hilf dir selbst und steig herab vom Kreuz!«

Und die Hohenpriester und Schriftgelehrten standen vor dem Kreuz und spotteten und demütigten ihn: »Anderen hat er geholfen, aber sich selbst kann er nicht helfen! Er ist ja der König von Israel! Soll er doch jetzt vom Kreuz herabsteigen, dann werden wir an ihn glauben! Er hat auf Gott vertraut; der soll ihn jetzt erlösen, wenn er Freude an ihm hat. Er hat ja gesagt: ›Ich bin Gottes Sohn.‹«

Kein Mensch, der solche Macht besaß wie Jesus, hätte diesen Hohn wohl ausgehalten. Ein Wort von ihm hätte genügt, um sie alle zu zerschmettern. Doch er schwieg. Denn er war nicht gekommen, um die Seelen der Menschen zu verderben, sondern um sie zu erretten.

Die Soldaten verschärften die Qual noch. Sie sahen, wie sehr der Heiland Durst litt, und boten ihm Essig an, ihren sauren, jungen Soldatenwein, und verhöhnten ihn noch: »Wenn du der König der Juden bist, dann hilf dir selbst!«

Doch auch das ließ Jesus ohne ein Wort der Klage über sich ergehen.

Selbst die Mörder, die neben Jesus an ihren Kreuzen hingen, schwiegen nicht. Mühsam wandten sie ihm die Köpfe zu. Auch sie wollten den Menschen sehen, den man da so verhöhnte und verspottete. Wenn er wirklich der Christus war, dann gab es vielleicht auch für sie noch eine Rettung. Sie lachten ein bitteres, stöhnendes Lachen und spotteten: »Du bist doch der Christus, oder nicht? Hilf dir selbst und uns!«

Doch dann verstummte der eine von ihnen auch schon. Was brachte ihn so plötzlich zur Besinnung? Waren es die Augen Jesu? War es ein Gebet für seine Feinde? War es ein Wort von Jesus, das er vielleicht einmal aufgefangen hatte, als er noch frei herumlief?

Etwas wie Ehrfurcht empfand er vielleicht, und auf einmal wurde in seinem Herzen der Glaube geboren, dass dieser leidende Mensch dort trotz allem ein König war – der Messias.

Und nun ertrug er den Spott des anderen nicht mehr. Er wandte ihm sein Gesicht zu und fragte: »Fürchtest du Gott auch jetzt noch nicht, wo du doch ebenso schlimm bestraft worden bist? Dabei werden wir zu Recht bestraft. Wir bekommen den Lohn für das, was wir getan haben. Er aber hat nichts Unrechtes getan.«

Und während er den Kopf noch weiter zur Seite wandte, flehte er inständig: »Jesus, denk an mich, wenn du deine Herrschaft als König antrittst!«

Da leuchteten die Augen Jesu vor Freude auf – dieser Sünder konnte noch in letzter Stunde von ihm gerettet werden! Er sah den Mörder tröstend an und sagte: »Ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein!«

Und nie zuvor hatte dieser Mann einen solch tiefen Frieden verspürt wie dort am Kreuz. Er war sicher, dass er gerettet war.

Bis zuallerletzt zeigten sich im Leben Jesu Liebe und Erbarmen. Selbst noch am Kreuz lag ihm nichts anderes am Herzen, als den Menschen Hilfe und Trost zu geben.

Er sah hinunter, und seine brennenden Augen suchten die Menschen, die sich hier eingefunden hatte, bis sein Blick auf einer kleinen, verzweifelten Gruppe hängen blieb.

Dort standen etwas entfernt die Frauen, die Jesus aus Galiläa gefolgt waren: Maria Magdalena, eine treue Anhängerin, die er einmal von bösen Geistern befreit hatte; Maria, die Frau von Kleopas, die ihm liebevoll gedient hatte; Salome, die Mutter der Brüder Jakobus und Johannes ... Ach, und dort stand auch seine Mutter! Ja, da stand Maria weinend am Kreuz ihres Sohnes. Und wie sie ihn so leiden sah, war ihr, als dringe ein Schwert durch ihre Seele. Jetzt erfüllte sich die Weissagung des alten Simeon.

Der tiefe Schmerz der Mutter quälte Jesus mehr als seine Wunden. Und

nahe bei Maria sah er Johannes. Er könnte für sie sorgen, besser als sonst irgendjemand, und sie mit seinem festen Glauben trösten!

Jesus sah seine Mutter an und sagte: »Liebe Frau, das ist jetzt dein Sohn!«

Und dann sagte er zu seinem Jünger: »Sieh, das ist jetzt deine Mutter!«

Sie verstanden ihn: Von da an gehörten sie zusammen. Von dieser Stunde an nahm Johannes die Mutter Jesu zu sich.

Träge schlichen die Stunden dahin. Die Sonne stand jetzt hoch im Süden, und ihre grellen Strahlen fielen fast senkrecht auf die Köpfe der Gekreuzigten, deren Atem immer schwerer ging.

Jesus, der so viel Leid gelindert hatte, musste nun so leiden. Er, der die Wunden so vieler Menschen geheilt hatte, hing nun hier mit Wunden bedeckt. Er, der die Lahmen wieder gehen ließ, konnte sich selbst nicht mehr bewegen. Er, der den Toten das Leben wiedergab, musste wehrlos sterben. Er, dessen Leben nichts als Liebe war, wurde in seinem größten Schmerz noch verhöhnt und verspottet.

Doch jetzt verstummten die Spötter und blickten erschrocken hoch.

Denn die Mittagssonne, die soeben noch so grell geschienen hatte, wurde ganz fahl und rot wie am Abend, als wollte sie im Unendlichen verschwinden und sich von der sündigen Erde zurückziehen. Es wurde dunkel – eine drohende Dunkelheit –, ein Schleier von schwarzer Finsternis legte sich über die Erde.

Und in dieser Finsternis hing Jesus

und kämpfte seinen letzten Kampf. Einen Kampf wie in Gethsemane, schwer und voll Angst. In dem Garten dort gab es noch Licht, dort waren noch gute Freunde in der Nähe, dort konnte er sich noch hinknien und die Hände ringen und sich vor Gott neigen! Dort kam noch ein Engel vom Himmel, um ihn zu trösten und zu stärken!

Hier aber hing er zwischen Himmel und Erde wie ein Verfluchter. Er wollte die Hände ausstrecken zum Himmel, doch er konnte es nicht. Er verlangte nach Licht, aber es war dunkel um ihn. Nur Durst gab es und Fieber, Todesangst und unaufhörliche, unbeschreibliche Schmerzen, Finsternis und Verlassenheit; auch in seiner Seele, die niemals Verlassenheit gekannt hatte.

Da schrie seine Seele zum Herrn, aber der Herr war nicht da. Gott hatte sich von ihm abgewandt! In unaussprechlicher Einsamkeit trug Jesus die Last von Gottes Zorn über die Sünde der Welt.

Drei Stunden dauerte dieses namenlose Leiden. So furchtbar würgte ihn die Angst, dass er mit lauter Stimme ausrief: »Eli, Eli, lema sabachtani?« Das bedeutet: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«

Und Gott hörte den Notschrei seines Sohnes. Die Finsternis verschwand, und die Sonne wurde wieder sichtbar. Und auch das Licht von Gottes Nähe kam wieder und erfüllte Jesu Herz. Gottes Zorn war gestillt. Voller Liebe sah er wieder auf seinen Sohn hinab.

Da wusste Jesus, dass sein Kampf nun vollbracht war, dass er gesiegt

hatte, gesiegt durch seinen völligen Gehorsam.

Jauchzend hätte er es hinausrufen mögen in die Welt, doch er konnte es nicht mehr. Er war dem Tod ganz nahe. Sein durstiger Mund brachte kaum noch einen Ton heraus.

Er stöhnte nur: »Ich habe Durst!«

Rabbis standen in der Nähe. Sie hatten seinen Verzweiflungsschrei in der Finsternis gehört und nun schon wieder Mut genug, ihn zu verspotten. Als ein Soldat einen Schwamm auf einen Stab steckte und in den sauren Wein tauchte, um dem Heiland damit die Lippen zu befeuchten, da riefen sie: »Er ruft den Elia. Wartet, wir wollen sehen, ob Elia kommt und ihn rettet!«

Doch jener Soldat war barmherziger als sie und gab ihm zu trinken.

Da kehrten seine Kräfte noch einmal zurück, und er rief laut: »Es ist vollbracht!«

Jetzt gab es keine Angst mehr und keinen Schmerz. Es war vollbracht, das große Werk, das der Vater im Himmel ihm aufgetragen hatte. Nun konnte der Tod kommen. Denn auch im Tod würde der Vater für ihn sorgen. Ihm vertraute er sich an.

Und Jesus sprach: »Vater, in deine Hände gebe ich meinen Geist.«

Es klang wie das Abendgebet eines Kindes.

Und Jesus neigte das Haupt und starb.

Er starb, der König von Himmel und Erde. Und die Erde bebte, die Felsen zerrissen, die Gräber öffneten sich, die Toten erhoben sich.

Als der Hauptmann, der unter dem

Kreuz stand, dies alles sah, sagte er: »Dieser Mensch war wirklich Gottes Sohn!«

Die Menschen auf Golgatha aber, die Spötter und die Gottlosen, fürchteten sich sehr. Entsetzt schlugen sie sich an die Brust und flohen verzweifelt in die Stadt.

Es waren Priester im Tempel und brachten das Brandopfer. Der große kostbare Vorhang, der das Allerheiligste verhüllte, riss mitten entzwei.

Nur der Hohepriester durfte das Allerheiligste betreten und auch nur ein einziges Mal im Jahr, am großen Versöhnungsfest.

Jetzt aber stand das Allerheiligste allen offen.

Nun trennte Gott nichts mehr von den Menschen. Priester und Opfer waren überflüssig geworden. Der große Hohepriester hatte sein Opfer vollbracht. Die Sünde der Welt war gesühnt, und der Himmel stand für alle offen.

Das war die herrlichste Botschaft, die überhaupt der Welt gebracht wurde.

DAS BEGRÄBNIS

Der Abend sank herab. Immer länger wurden die Schatten der Kreuze auf Golgatha. Die Sonne stand tief am Horizont und warf einen zartroten Schein auf die Körper der Verurteilten. Bleich und leblos hing der Körper Jesu in der Mitte, daneben bewegten sich in Krämpfen und Schmerzen zuckend die Körper der Mörder.

Die Soldaten schickten sich an, die Leichen der Gekreuzigten abzunehmen, um sie irgendwo an abgelegener Stelle zu verbrennen. Die Juden hatten nämlich Pilatus darum gebeten, weil der Sabbat kam. Nach Sonnenuntergang durften keine Toten mehr am Kreuz hängen, denn dann wurde das Land verunreinigt und der Sabbat geschändet.

Sie waren ja so fromm, die Rabbis, sie kannten das Gesetz so gut! Und je eher Jesu Leichnam in Rauch und Asche aufging, desto lieber war es ihnen. Dann wäre der Heiland vergessen. Vielleicht konnten sie selbst ihn dann auch vergessen.

Ungerührt taten die Soldaten ihre grausige Pflicht. Als sie sahen, dass die Räuber noch lebten, zerschlugen sie ihnen die Knochen mit einem schweren Hammer, damit sie rascher starben.

Der Körper Jesu aber hing still am Kreuz. Die Soldaten sahen, dass kein Leben mehr in ihm war. Doch einer zweifelte noch und stach ihn mit dem Speer in die Seite. Da kam Blut und Wasser heraus. Nun wussten sie es ganz genau und brachen ihm die Knochen nicht.

Und so erfüllte sich eine weitere uralte Prophezeiung, die David gesungen hatte: »Es wird ihm kein Knochen gebrochen werden.«

Während sich die Soldaten noch im roten Abendsonnenschein bei den Kreuzen zu schaffen machten, kamen eiligst zwei Männer den Hügel herauf. Es waren vornehme Leute, denen Diener folgten. Es waren Rabbis aus Jeru-

salem, Mitglieder des Hohen Rates. Aber sie gehörten nicht zum Kreis derer, die Jesus in der Nacht verurteilten. Im Grund ihres Herzens liebten sie ihn.

Aber sie hatten doch auch nichts zu seiner Verteidigung getan. Sie waren nur kleingläubige, furchtsame Jünger. Nie hatten sie gewagt, offen zu bekennen, dass sie an Jesus glaubten. Tag für Tag hatten sie ihn aus Furcht vor den anderen verleugnet.

Jetzt aber, nach Jesu Tod, bewiesen sie ihre Verehrung und ihren Glauben.

Der eine, Josef von Arimathia, nahm seinen ganzen Mut zusammen. Er ging zu Pilatus und bat ihn um den Leichnam Jesu. Und als der Statthalter hörte, dass Jesus schon gestorben war, erfüllte er diese Bitte.

Der andere Rabbi war Nikodemus, der einmal in der Nacht zu Jesus kam und die wunderbaren Worte gehört hatte: »Und wie Mose in der Wüste die Schlange erhöhte, so muss auch der Menschensohn erhöht werden, damit jeder, der glaubt, in ihm das ewige Leben hat.«

Jetzt hatte er Jesus gesehen, erhöht am Kreuzestamm, und endlich hatte sein Glaube die Furcht überwunden. So eilte er gemeinsam mit Josef nach Golgatha und brachte ein Gemisch aus Myrrhen und Aloe mit.

Behutsam und ehrfürchtig nahmen nun die reichen, vornehmen Rabbis Jesu geschändeten Körper vom Kreuz und trugen ihn zu einem Garten nahe bei Golgatha. Weinend folgten ihnen Maria Magdalena und die anderen Frauen, die sich von ihrem Meister immer noch nicht trennen konnten.

Der Garten gehörte dem Josef von Arimathia. Und hier, in diesem stillen Garten, wollte er später einmal begraben werden. Er hatte sich sein Grab schon in der Felswand aushauen lassen. Das trat er nun an Jesus ab. Mit Nikodemus salbte er den Leichnam mit der duftenden kostbaren Salbe, wickelte ihn in saubere Leintücher und breitete ein Schweiß Tuch über das Gesicht. Dann trugen sie den Leichnam in die Höhle und betteten ihn in die mitgebrachten Gewürze.

Die Frauen saßen vor der Höhle und sahen, wie der Körper ihres geliebten Meisters ins Grab gelegt wurde, und wie die Männer dann mühsam einen schweren Stein vor den Eingang wälzten. Dann kehrten sie schluchzend nach Jerusalem zurück.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Es blieb den Frauen nicht mehr viel Zeit, noch etwas für ihren Meister zu tun, denn der Sabbat war gekommen. Aber sie bereiteten in aller Eile noch wohlriechende Öle und Salben zu. Und sie verabredeten, nach dem Ende des Sabbats in aller Frühe wieder zum Grab zu gehen und den Leichnam des Herrn noch besser zu versorgen, als es jetzt in der kurzen Zeit möglich war. So würde er sehr lange vor Zerfall bewahrt, vielleicht jahrelang, und sie konnten noch oft zur Gruft gehen und an die Zeit denken, als Jesus noch unter ihnen war.

Das war jetzt ihr einziger Trost. Er war nur schwach und gering und konnte ihre Trauer nicht vermindern.

Und ganz versunken in ihren Kummer dachten sie ebenso wenig wie die Jünger daran, dass Jesus aus dem Grab

wiederauferstehen sollte, obwohl er es ihnen doch oft gesagt hatte.

Die Hohenpriester und Pharisäer aber erinnerten sich noch sehr wohl daran, dass sie Jesus einmal um ein Zeichen gebeten hatten, ein Zeichen dafür, dass er der Messias sei. Da hatte er ihnen geantwortet, es werde ihnen kein anderes Zeichen gegeben werden als das des Propheten Jona. So wie Jona drei Tage im Bauch des Fisches blieb, so sollte der Menschensohn drei Tage im Herzen der Erde bleiben.

Die Rabbis hatten deshalb gewünscht, dass der Leichnam Jesu zusammen mit denen der Mörder verbrannt werden sollte. Aber nun war er schon begraben. Würde sich diese Weissagung nun doch noch erfüllen? Waren sie ihren Feind denn noch immer nicht los?

Sie kamen am Sabbat zusammen, um über diesen schwierigen Fall zu beraten. Ihre geheime Angst wagten sie sich nicht einzugestehen. So sprachen sie nur davon, dass die Jünger in aller Stille Jesu Körper stehlen und irgendwo verstecken könnten. Wenn sie dann behaupteten, Jesus sei wahrhaftig auferstanden, dann könnte das dumme Volk vielleicht wieder anfangen, ihn zu verehren!

Da gingen sie zu Pilatus und baten ihn, das Grab zu versiegeln und eine Wache davor zu stellen, drei Tage lang.

Aber der Statthalter wollte ihnen nicht mehr zugestehen, als unbedingt nötig war.

Eine Wache – gut, sie sollten sie

haben. Aber das war auch alles. Versiegeln mussten sie das Grab selber.

Und obwohl es Sabbat war, machten sie sich doch unverzüglich mit den Soldaten auf den Weg zu der Begräbnisstätte. Sie spannten ein Tau quer über den Stein und hängten das Siegel des Hohen Rates daran. Nun konnte man das Grab nicht mehr öffnen, ohne das Siegel zu verletzen, und wer das wagte, der hatte schwere Bestrafung zu befürchten.

Jetzt waren die Rabbis endlich beruhigt und kehrten in die Stadt zurück, um ihre langen Gebete aufzusagen und die heiligen Schriften vorzulesen und den Armen Spenden zu geben.

Im stillen Garten des Josef von Arimathia hielten Soldaten bei dem versiegelten Grab Wache.

Wer aber sollte es verhindern können, wenn der Fürst des Lebens vom Tod auferstehen wollte?

Wer hätte sich ihm entgegenstellen können, wenn er aus dem Grab steigen wollte?

DIE AUFERSTEHUNG

Es war noch ganz finster im Garten des Josef von Arimathia, wo Jesus im Grab lag. Unter den dunklen Bäumen hingen noch die kühlen Nebel der Nacht. Der Mond stand schon tief im Westen, und in seinem blassen Licht blinkten die Helme und Speere der Soldaten.

Sie hielten vor der Felswand Wache. Sie schliefen nicht. Streng waren die römischen Gesetze. Ein Soldat, der auf

dem Posten einschloß, wurde mit dem Tod bestraft. Gewissenhaft und aufmerksam standen sie am versiegelten Grab, das Schwert an der Seite, den Speer in der Faust.

Ihre Auftraggeber konnten ruhig schlafen. Wer würde es schon wagen, die Hand nach dem Stein auszustrecken, der die Grabeshöhle verschloß, solange sie hier standen?

Im Osten zeigte sich der erste fahle Schimmer des Morgenrots. Und schüchtern begann ein Vogel sein Lied zu singen in dieser großen, andächtigen Stille.

Die Soldaten hielten gut Wache.

Da geschah es.

Wie ein Blitz vom Himmel zuckt, so plötzlich erschien ein Engel im Garten. Die Erde bebte unter seinen Füßen, und heller Lichtschein erfüllte alles ringsum.

Entsetzt wichen die Soldaten zurück. Sie sahen noch, wie die himmlische Gestalt auf das Grab zulief, den Stein mit einer raschen Handbewegung umwarf und sich daraufsetzte. Sie sahen auch noch, dass sein Kleid weiß war und wie Schnee leuchtete. Dann aber fielen sie um, als wären sie tot.

In dieser Morgenfrühe, am ersten Tag der Woche, an diesem Ostermorgen, geschah in dem stillen Garten das göttliche Wunder, das kein Menschenauge gesehen hat.

Da ist Jesus vom Tod auferstanden und hat das dunkle Grab verlassen.

Er war der Lebensfürst, den der Tod nicht behalten konnte.

Von da an gab es niemals wieder Demütigungen oder Leiden oder Tod

für ihn. Er hatte seinen Kampf gekämpft und sein Werk auf der Erde vollbracht. Er hatte durch das Opfer seines Lebens die Welt mit Gott versöhnt.

Die himmlische Herrlichkeit wartete auf ihn.

Doch noch keiner seiner Jünger wusste es. Und keiner von ihnen hatte daran gedacht, dass ihr Meister vom Tod auferstehen sollte.

Den ganzen Sabbat über hatten sie bedrückt zusammen gesessen. Es war der traurigste Tag ihres Lebens gewesen, ein Tag der Verzweiflung und des tiefen Leides. Weil sie ihren Meister verloren hatten, schien ihnen das Leben sinnlos.

Nur einige Frauen, die bei den Jüngern waren, hatten noch ein Ziel. Sie wollten den Leichnam Jesu salben, sorgfältiger, als es in der kurzen Zeit der Bestattung möglich gewesen war. Als die Sonne untergegangen und der Sabbat zu Ende war, da hatten sie noch mehr Öl und Gewürze gekauft. Und jetzt waren sie ganz früh am Morgen auf dem Weg zum Grab. Sie wussten ja nicht, dass man es tags zuvor versiegelt und eine Wache davor gestellt hatte.

Die Sonne ging auf, als sie sich dem Garten des Josef von Arimathia näherten. Der Himmel schimmerte in prachtvollen Farben, die Vögel sangen jetzt überall, und die Erde strahlte im Licht des neuen Tages.

Doch von all dieser Herrlichkeit sahen sie nichts. Bekümmert und gebeugt gingen sie dahin, Maria Magdalena und Maria, die Frau des Kleopas, Salome und Johanna, die Frau des

Chusas. Je näher sie der Grabstätte kamen, desto schwerer wurde ihnen ums Herz.

Da stellte eine von ihnen eine Frage. In ihrer tiefen Trauer hatten sie daran noch gar nicht gedacht.

»Wer wird uns den Stein vom Grabeingang wegrollen?«

Ja, wer würde das tun? Der Stein war groß und schwer, viel zu schwer für Frauenhände. Sie wussten nicht, was sie machen sollten, und doch gingen sie weiter, bis sie den Garten erreichten.

Dann aber blieben sie ganz plötzlich stehen. Heftig erschrocken, ja bestürzt, starrten sie auf die Felswand, die in der Sonne glänzte. Der Stein war schon weggerollt! Und die dunkle Höhle gähnte sie an. Wer hatte das getan? Wer hatte sich an dem Grab vergriffen, in dem der geliebte Leichnam lag? Konnten die Hohenpriester und Schriftgelehrten in ihrem unversöhnlichen Hass nicht einmal den Körper des Herrn in Ruhe lassen?

Maria Magdalena war davon überzeugt, dass es sich so verhielt.

Schluchzend eilte sie zur Stadt zurück, um den Jüngern diese böse Nachricht zu bringen – Jesu Leichnam war geraubt!

Die anderen Frauen aber traten ängstlich näher und gingen mit klopfenden Herzen in die dunkle Höhle hinein.

Da erblickten sie eine leuchtende Gestalt. Ein junger Mann in einem langen weißen Gewand saß neben der Stelle, auf der der Leichnam Jesu gelegen hatte.



Ehrfürchtig verneigten sie sich vor ihm, denn das konnte doch nur ein Engel sein! Eine frohe und freundliche Stimme fragte: »Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?«

Und als sie erstaunt den Kopf hoben, sahen sie noch einen Engel. Zwei Himmelsboten standen da in leuchtenden Gewändern und sagten: »Ihr braucht euch nicht zu fürchten! Ich weiß, ihr sucht Jesus, den Gekreuzigten. Er ist nicht hier; er ist auferstanden, wie er es vorausgesagt hat. Kommt her und seht euch die Stelle an, wo er gelegen hat.«

Langsam und in frommer Scheu traten sie näher und sahen die leere Stelle.

Auferstanden –?, dachten sie.

Sie verstanden das nur halb.

Da sagte einer der Engel: »Erinnert euch an das, was er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war: Der Menschensohn muss in die Hände sündiger Menschen gegeben werden; er muss gekreuzigt werden und drei Tage danach auferstehen.«

Da schwanden Trauer und Zweifel, da wurde es hell und froh in den Herzen der Frauen. Ja, jetzt erinnerten sie sich wieder: Das hatte Jesus wirklich gesagt! Am dritten Tag sollte er auferstehen! Wie hatten sie das jemals vergessen können? Und sie hatten immer nur an ihre Trauer gedacht und gemeint, alles wäre verloren!

Sie schämten sich tief. Freudenstränen begannen, ihnen über die Wangen zu laufen.

Der Engel sagte: »Geht nun zu seinen Jüngern und sagt zu ihnen und auch zu Petrus: Er geht euch nach Galiläa vor-

aus. Dort werdet ihr ihn sehen, wie er es euch angekündigt hat!«

Sie nickten und konnten vor Freude nicht sprechen.

Hastig verließen sie die Grabeshöhle und beeilten sich, möglichst schnell die herrliche Botschaft weiterzugeben, dass Jesus auferstanden war.

Und als die Frauen forteilten, stand Jesus plötzlich vor ihnen. Und seine vertraute und liebe Stimme sprach: »Seid begrüßt!«

Jesus! Ihr Meister, der vom Tod Auferstandene!

Sie eilten auf ihn zu, fielen auf die Knie und beteten ihn an. Und im Übermaß der Liebe umarmten sie seine durchbohrten Füße.

Und dann hörten sie auch von ihm persönlich die frohe Botschaft: »Ihr braucht euch nicht zu fürchten! Geht und sagt meinen Brüdern, sie sollen nach Galiläa gehen. Dort werden sie mich sehen.«

Doch als sie aufblickten, war er verschwunden, genauso still und geheimnisvoll, wie er gekommen war.

War es ein Traum gewesen? Eine wunderbare Vision?

Nein, es war kein Traum. Es war tatsächliche, herrliche Wirklichkeit! Da waren sich die Frauen völlig sicher.

Sie hatten seine Füße berührt! Sie hatten seine Stimme gehört! Sie hatten den Blick dieser heiligen Augen auf sich ruhen gefühlt!

Noch schneller eilten sie jetzt weiter, um nur bald bei den Jüngern zu sein. Und als sie den ersten Jüngern begegneten, umringten sie sie vor Aufregung

und erzählten ihnen voll Freude von dem offenen Grab und von den Engeln und vom Meister, der ihnen begegnet war.

Aber die Männer starrten sie nur erstaunt und erschrocken an und schüttelten mitleidig den Kopf.

»Unsinn!«, sagten sie zueinander.

»Weibergeschwätz! Der Schmerz hat ihnen so zugesetzt, den armen Wesen, und in ihrer überspannten Fantasie meinen sie nun, diese seltsamen Dinge gesehen zu haben.«

Und die Jünger glaubten den Frauen nicht. Sie konnten es einfach nicht fassen, dass ihre tiefe Trauer nun auf einmal zu Ende sein sollte. Das Wunder der Auferstehung ihres geliebten Meisters war zu groß für sie.

Die Hohenpriester aber, die den Tod Jesu auf dem Gewissen hatten, sie glaubten es gleich und waren zutiefst aufgewühlt.

Kaum hatten sie an diesem Morgen den Tempel betreten, da meldeten sich einige Soldaten bei ihnen, totenblass und am ganzen Leib zitternd.

Es waren Soldaten, die am Grab Wache gestanden hatten und ihr Bericht machte auf die Priester tiefen Eindruck.

In aller Eile riefen sie den Hohen Rat zusammen und überlegten, was nun zu machen sei.

An den Worten der Soldaten zweifelten sie keinen Augenblick, aber zur Schulterkenntnis brachte sie das alles nicht. Im Gegenteil, sie schreckten jetzt vor nichts mehr zurück und verfielen in ihrer Angst auf einen dummen Plan,

um vor allem dafür zu sorgen, dass das Gerücht von der Auferstehung Jesu sich nicht weiterverbreitete.

Sie nahmen Geld aus dem Tempelschatz und boten es den Soldaten an und sagten: »Das ist alles für euch. Aber erzählt nirgends, was geschehen ist. Sagt, seine Jünger seien in der Nacht gekommen, während ihr schließt, und hätten den Leichnam gestohlen. Wenn der Statthalter davon erfährt, werden wir ihn beschwichtigen; wir werden dafür sorgen, dass ihr nichts zu befürchten habt!«

Natürlich gingen die Soldaten auf diesen Vorschlag ein. Was machte die Lüge ihnen schon aus? Die hohen Herren, die sie da als Wache zum Grab geschickt hatten, mussten am besten wissen, was sie verlangten.

Sie nahmen das Geld an und erzählten überall, wohin sie kamen, was die Rabbis ihnen vorgesagt hatten.

Aber es war eine ungeschickte Lüge. Denn woher wollten sie wissen, dass gerade die Jünger den Leichnam gestohlen hatten, wenn sie doch schliefen? Und wenn sie wirklich geschlafen hatten – würden sie das überall erzählen, wo doch die Todesstrafe darauf stand?

Doch so weit dachten die Menschen, die ihnen zuhörten, gar nicht. Das Gerücht von dem Diebstahl verbreitete sich rasch im Volk und noch heutzutage gibt es Juden, die glauben, dass der Leichnam des Herrn von seinen Jüngern aus dem Grab genommen und in eine andere Gruft gebracht worden sei, um so den Eindruck zu erwecken, Jesus wäre auferstanden.

MARIA MAGDALENA

Maria Magdalena war zur Stadt gelaufen, um den Jüngern die schreckliche Nachricht von der Plünderung des Grabes zu bringen. Verzweifelt kam sie zu Simon Petrus und Johannes und rief weinend: »Sie haben den Herrn aus dem Grab weggenommen, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gebracht haben.«

Die beiden Jünger erschraaken heftig und eilten schnell zu dem Garten, und Maria folgte ihnen. Doch die drei nahmen einen anderen Weg als die vom Grab zurückkehrenden Frauen, und so begegneten sie ihnen nicht.

Je näher sie dem Garten des Josef kamen, umso unruhiger wurden sie und umso rascher schritten sie aus. Johannes ließ seine Begleiter schon bald hinter sich und erreichte das Grab als Erster. Er bückte sich und spähte mit klopfendem Herzen hinein. Die Sonne stand jetzt schon höher am Himmel, es war nicht mehr so dunkel in der Höhle. Johannes sah die Leintücher liegen, in die man den Leichnam gewickelt hatte. Zögernd blieb er an der Öffnung stehen.

Jetzt aber war auch Petrus keuchend herangekommen, und er kannte kein Zögern. Entschlossen ging er in das Grab hinein. Da folgte ihm auch Johannes.

So standen die beiden nun an der Stelle, wo Jesus gelegen hatte. Die Tücher waren zurückgeblieben. Das aber war seltsam: Das Schweiß Tuch, das sein Gesicht bedeckt hatte, lag nicht nachlässig bei den anderen Tüchern,

sondern für sich allein und sorgsam aufgerollt! Würden Räuber den Leichnam wohl vorsichtig aus den Tüchern wickeln und sich dann noch Zeit nehmen, sie so ordentlich zusammenzulegen?

Petrus schüttelte nachdenklich den Kopf. Er wusste nicht recht, was er dazu sagen sollte. Voller Unruhe lief er wieder nach draußen und zurück in die Stadt. Johannes folgte ihm langsam und in tiefen Gedanken. Dann aber blickte er beglückt zum Himmel, denn eine freudige Vermutung kam ihm, die im gleichen Augenblick auch schon zur Gewissheit wurde. Er erinnerte sich daran, dass Jesus öfters von seiner Auferstehung gesprochen hatte.

Und er glaubte.

Sein Herz jubelte: Man hat den Körper des Herrn nicht weggenommen. Der Herr ist auferstanden.

Und er lief, um Petrus einzuholen und ihm diese herrliche Botschaft mitzuteilen.

Maria Magdalena blieb allein im Garten zurück. Weinend stand sie am Grab. Nun bückte sie sich, um hineinzugehen. Da sah sie zwei Männer in weißen Kleidern sitzen, einen am Kopfende, den anderen am Fußende der Nische, in der der Leichnam Jesu gelegen hatte. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, was diese Männer wohl hier zu suchen hatten. Die Trauer lähmte ihr ganzes Denken.

Einer der beiden Männer fragte: »Warum weinst du, liebe Frau?«

Sie erwiderte schluchzend: »Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gebracht haben.«

Nach diesen Worten wandte sie sich um und sah noch einen Mann dastehen.

Es war Jesus selbst, doch ihre Augen waren voller Tränen, und so erkannte Maria Magdalena ihn nicht.

Jesus sagte zu ihr: »Warum weinst du, liebe Frau? Wen suchst du?«

Nicht einmal seine Stimme erkannte sie wieder, so sehr hatte der Kummer sie betäubt. Sie glaubte, den Gärtner vor sich zu haben, und sie schluchzte: »Herr, wenn du ihn weggetragen hast, sag mir bitte, wo du ihn hingelegt hast, dann hole ich ihn wieder.«

Und schon wollte sie sich wieder abwenden, ohne eine Antwort abzuwarten.

Dann sprach Jesus aber ein Wort, einen Namen, wie nur er ihn sagen konnte, so gütig, so voller Liebe. Jesus sagte: »Maria!«

Es traf sie wie ein Blitz. »Rabbuni!«, rief sie aus. »Meister!« Sie flog auf ihn zu und wollte ihn berühren.

Doch so wie früher konnte Jesus nun nicht mehr bei ihr bleiben. Er war mit einem verklärten Körper aus dem Grab auferstanden und Gott wartete auf seinen Sohn. Und freundlich sprach er: »Rühre mich nicht an! Ich bin noch nicht zum Vater in den Himmel zurückgekehrt. Geh zu meinen Brüdern und sag ihnen dass ich zu ihm zurückkehre – zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.«

Nach diesen Worten war Jesus plötzlich verschwunden. Maria aber eilte voll Freude zu den Jüngern, um ihnen von der herrlichen Begegnung zu berichten.

»Er lebt«, rief sie. »Ich habe den Herrn gesehen!«

Die Jünger aber zuckten niedergeschlagen die Schultern und schüttelten den Kopf. Sie glaubten auch Maria nicht. Sie wollten es wohl gern, aber sie wagten es nicht. Denn wie furchtbar wäre die Enttäuschung, wenn dies alles nur Einbildung wäre!

Doch am gleichen Tag erschien Jesus einem von den elf Jüngern, die von Anfang an bei ihm gewesen waren.

Und wer von den elf wurde dieser Auszeichnung gewürdigt? Gerade der, der sich für den geringsten und sündigsten von allen hielt und sich oft tief beschämt fragte, ob er wohl überhaupt noch bei seinem Herrn bleiben durfte.

Petrus war es, der seinen Meister verleugnet hatte!

Keiner der anderen war bei ihm, als er Jesus traf und keiner hörte, was zwischen diesen beiden gesprochen wurde. Das aber stand fest: Jesus hatte seinen untreuen Jünger wieder in Liebe angenommen und ihm alles vergeben.

Denn als Petrus zu den Brüdern zurückkam und ihnen erzählte, er habe den Herrn gesehen, leuchtete sein Gesicht in solcher Freude, in einer so tiefen und frohen Erregung, dass sie nun nicht mehr zweifeln konnten.

Ihre Trauer verwandelte sich in Freude. Sie blieben an diesem Abend in einem Haus in Jerusalem beieinander. Sie unterhielten sich über dieses große Wunder und konnten nicht genug davon sprechen.

Und nun brannte in ihnen allen der Wunsch, Jesus zu sehen!

AM OSTERABEND

Es war am Ostermittag, am Tag von Jesu Auferstehung.

Zwei Männer gingen in angeregtem Gespräch von Jerusalem nach Emmaus, einem kleinen Dörfchen, das ein paar Stunden von der Hauptstadt entfernt im Hügelland Judäas lag. Sie sahen mutlos aus und schüttelten von Zeit zu Zeit bedrückt den Kopf.

Sie kamen aus Jerusalem, wo sie mit den Jüngern Jesu zusammen gewesen waren. Auch sie zählten zu seinen Jüngern. Sie hatten an ihn geglaubt und ihn lieb gehabt und den Tag herbeigesehnt, an dem die Menschen ihn ehrten und ihm huldigten als ihrem König. Stattdessen war der Tag gekommen, an dem alle sich von ihm abwandten!

Sie hatten ihm einen Thron zugedacht, aber die Menschen hatten ihm ein Kreuz gezimmert!

War die Kraft des Meisters, die nicht von dieser Erde war, denn von ihm gewichen? Er hatte sich verspotten, auspeitschen und kreuzigen lassen, ohne sich zu wehren, so wie ein Lamm, das sich zum Schlachten führen lässt. Und sie hatten gehofft, er würde wie ein Löwe kämpfen, wie der Löwe aus Judas Stamm, und alle Feinde vertreiben.

Und jetzt war er tot und begraben, wie andere Menschen auch. Nein, er konnte nicht der Messias gewesen sein!

Wohl ein Prophet, doch nie und nimmer der Messias.

Und nun waren heute früh Frauen gekommen, die ganz aufgeregt erzähl-

ten, dass er lebte. Aber wer konnte das glauben!

Petrus und Johannes waren noch zum Grab gegangen und hatten es leer gefunden. Und dann glaubte Johannes auch, der Herr sei auferstanden. Wie aber sollte das zugegangen sein? War das überhaupt möglich?

Wenn er aber vom Tod auferstanden war, dann war er der Messias, der Sohn Gottes.

Wenn er aber der Sohn Gottes war, warum hatte er dann all das Leiden auf sich genommen?

Sie begriffen es nicht. Sie standen vor einem unlösbaren Rätsel, verwirrt und enttäuscht. Dennoch zwang sie etwas, immer wieder davon zu reden und jeden zu fragen, was er denn von all dem hielt. Doch niemand konnte das Rätsel lösen, das nur immer verwirrender wurde.

Da bemerkten sie auf einmal, dass sie nicht mehr nur zu zweit waren. Ein Mann hatte sie eingeholt und sich ihnen angeschlossen. Sie warfen einen kurzen Blick auf ihn, aber sie kannten ihn nicht. Sie grüßten ihn flüchtig – und bekümmert.

Der Unbekannte fragte: »Worüber redet ihr denn miteinander auf eurem Weg?«

Und der eine, er hieß Kleopas, erwiderte erstaunt: »Ach, wovon sollten wir wohl sonst sprechen! Bist du der Einzige, der sich in Jerusalem aufhält und nichts von dem weiß, was dort in diesen Tagen geschehen ist?«

Der Mann fragte: »Was denn?«

Seine Stimme klang so freundlich,

dass sie sogleich Vertrauen zu ihm fassten und ihm ihr ganzes Herz ausschütteten.

»Es geht um Jesus von Nazareth, der sich durch sein Wirken und sein Wort vor Gott und vor dem ganzen Volk als mächtiger Prophet erwiesen hatte. Ihn haben unsere führenden Priester und Obersten zum Tod verurteilen und kreuzigen lassen.«

Bei diesen Worten wurde ihr ganzer Kummer wieder lebendig. »Und wir hatten gehofft, er sei es, der Israel erlösen werde. Heute ist außerdem der dritte Tag, seitdem das alles geschehen ist.«

Tränen standen ihnen in den Augen, und sie schämten sich nicht.

»Einige Frauen aus unserem Kreis haben uns auch noch in Aufregung versetzt. Sie waren heute früh am Grab und fanden seinen Leichnam nicht. Als sie zurückkamen, erzählten sie, Engel seien ihnen erschienen und hätten ihnen gesagt, dass er lebt. Daraufhin gingen einige von uns zum Grab und fanden alles so, wie es die Frauen berichtet hatten. Aber ihn sahen sie nicht.

Das Grab war leer; und wir können es nicht glauben, dass er auferstanden sein sollte, denn wenn er den Tod besiegen konnte, warum besiegte er dann seine Feinde nicht? Warum wurde er dann gefangen genommen, ausgepeitscht, verspottet und getötet?«

Traurig sahen sie den Fremden an und erwarteten, er werde nun auch den Kopf schütteln und mit ihnen klagen.

Aber er tadelte sie. Seine Stimme klang zwar freundlich, doch er sagte ganz unmissverständlich: »Ihr unver-

ständigen Leute! Wie schwer fällt es euch, all das zu glauben, was die Propheten gesagt haben! Musste denn der Messias nicht das alles erleiden, um zu seiner Herrlichkeit zu gelangen?«

Und er begann, ihnen die heiligen Schriften zu erklären, mit denen sie doch aufgewachsen waren, in denen sie Sabbat für Sabbat unterrichtet wurden, und die sie nun so ganz vergessen hatten!

Er sprach von Mose und David und den anderen Propheten, die sein Leiden vorhergesagt hatten. Er wiederholte die Worte der Schrift, die ihnen ihr Leben lang so vertraut gewesen und doch nie so klar waren wie jetzt. Er ließ sie hören, was Jesaja vom Messias geweissagt hatte – einen Mann der Schmerzen hatte er ihn damals schon genannt.

Jesaja hatte gesungen: »In Wahrheit hat er unsere Krankheiten auf sich genommen und die Schmerzen erlitten, die wir verdient hatten. Wir meinten, Gott habe ihn gestraft und geschlagen. Doch wegen unserer Schuld wurde er gequält und wegen unseres Ungehorsams geschlagen. Die Strafe für unsere Schuld traf ihn, und wir sind gerettet. Er wurde verwundet, und wir sind heil geworden. Wir alle waren wie Schafe, die sich verlaufen haben, jeder ging seinen eigenen Weg. Ihm aber hat der Herr unsere ganze Schuld aufgeladen. Er wurde misshandelt, aber er trug es, ohne zu klagen, wie ein Lamm, wenn es zum Schlachten geführt wird, wie ein Schaf, wenn es geschoren wird, duldet er alles schweigend, ohne zu klagen.«

Und während sie ihm zuhörten, schien Kleopas und seinem Freund die Sonne aufzugehen, die endlich die Dunkelheit des Zweifels und Unglaubens vertrieb. Nun begriffen sie die herrlichen Weissagungen, die sie so oft gedankenlos gelesen hatten!

Jesus musste das alles leiden. So trug er die Strafe für die Sünden der Welt, so versöhnte er die Menschen mit Gott.

Also war er doch der Erlöser, der Messias. Er hatte die Macht, seine Feinde zu vernichten, aber er tat es nicht. Freiwillig nahm er die Leiden auf sich aus Liebe zu seinem Volk, in Gehorsam gegen Gott.

Als ihnen das klar wurde, waren sie tief ergriffen und gleichzeitig ganz froh. Eine solche reine und starke Freude hatten sie noch nie zuvor empfunden. Stundenlang hätten sie diesem klugen Fremden zuhören mögen.

Inzwischen waren sie, ohne es zu merken, schon in Emmaus angekommen und blieben beim Haus des Kleopas stehen.

Der Fremde schien weitergehen zu wollen, aber die beiden Männer konnten sich noch nicht von ihm trennen. So baten sie ihn inständig: »Bleib doch bei uns! Es ist schon fast Abend, der Tag geht zu Ende!«

Da ging er mit ihnen ins Haus, um bei ihnen zum Essen zu bleiben.

Als er dann mit ihnen am Tisch saß, nahm er das Brot, dankte, brach es in Stücke und gab es ihnen.

Wer war nur dieser Fremde, der so tat als sei er der Gastgeber? Seine Augen waren klar und gütig wie die von kei-

nem anderen, und seine Hände – seine Hände waren durchbohrt!

Da war den beiden Männern, als würden ihnen plötzlich die Augen geöffnet. Sie erschauerten.

»Jesus! Meister!«, stammelten sie und streckten die Hände nach ihm aus.

Aber da war sein Platz leer – sie hatten nicht einmal mehr Zeit gehabt, vor ihm niederzuknien.

Sie sahen einander an, blass und aufgewühlt, und sagten: »Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns unterwegs redete und uns das Verständnis für die Schrift öffnete?«

Jetzt hielt es sie nicht länger am Tisch. Nach diesem gewaltigen und heiligen Erlebnis empfanden sie keinen Hunger mehr und keine Müdigkeit. Sie ließen das Essen stehen und eilten den weiten Weg zurück nach Jerusalem.

Sie mussten zu seinen Jüngern, um auch ihnen die frohe Botschaft zu bringen, die sie selber gehört hatten.

Es war schon spät am Abend, als sie an dem Haus ankamen, in dem die elf Jünger beisammen waren. Aber drinnen brannte noch Licht. Sie klopfen an, denn man hatte die Türen verriegelt aus Furcht vor den Juden. Doch als sie ihre Namen nannten, wurde ihnen sofort geöffnet.

Aber noch auf der Schwelle, bevor sie noch ein Wort sagen konnten, klang es ihnen schon jubelnd entgegen: »Der Herr ist tatsächlich auferstanden und Simon erschienen!«

Nun erzählten auch die beiden in großer Freude, was auf dem Weg geschehen war und wie sie ihn erkannten, als er das Brot brach. Und sie waren



so froh wie verirrte Kinder, die ihren Vater wiedergefunden haben.

Während sie sich noch über diese herrlichen Erlebnisse unterhielten, stand unversehens ein Mann in ihrer Mitte.

Und eine ruhige Stimme sprach: »Friede sei mit euch!«

Erschrocken taumelten sie zurück. War es Jesus, der da bei ihnen stand? Das war doch nicht möglich! Die Türen waren doch zu und sogar verriegelt! Dann musste es ein Trugbild sein – ein Geist aus dem Totenreich –!

Doch es war seine Stimme, die sie so sehr liebten und aus Tausenden heraus sofort erkannt hätten. Und er sprach:

»Warum seid ihr so erschrocken? Und wie kommt es, dass solche Zweifel in euren Herzen aufsteigen? Schaut euch meine Hände und meine Füße an: Ich bin es wirklich! Berührt mich und überzeugt euch selbst! Ein Geist hat doch nicht Fleisch und Knochen, wie ihr sie an mir seht!«

Er streckte ihnen die Hände hin, er wies auf seine Füße, und sie sahen die Nägelmale. Er tadelte sie ein wenig, weil ihr Glaube noch so schwach war. Und als sie es bei all ihrer Freude noch immer nicht so recht glauben konnten und ihn nur in stummem Staunen anstarrten, sagte er: »Habt ihr hier etwas zu essen?«

Sie gaben ihm ein Stück gebratenen Fisch und er nahm es und aß es vor ihren Augen, um ihnen auch den letzten Zweifel zu nehmen, wenn auch sein verkörperter, himmlischer Körper irdische Nahrung nicht mehr brauchte.

Da glaubten sie und umringten ihn in großer Freude und mit Anbetung im Herzen.

Und dann wurde es ein unvergleichlich herrlicher Abend für die Jünger. Sie saßen wieder wie früher um ihren Meister herum. Sie hörten seiner freundlichen Stimme zu und wandten kein Auge von ihm. Doch sie fielen ihm jetzt nicht mehr ins Wort und widersprachen ihm auch nicht mehr wie früher. Stumm, bewundernd und ehrfurchtsvoll hörten sie ihn die Schriften auslegen, so wie er sie den beiden Jüngern auf dem Weg nach Emmaus ausgelegt hatte. Sie senkten tief beschämt den Kopf – sie hatten so wenig Vertrauen zu ihrem Meister gehabt, so wenig Glauben, und seine Worte so rasch schon vergessen.

Und doch sollten sie seine Jünger bleiben. Mehr noch, sie sollten seine Sendboten, seine Apostel werden. Denn als seine Botschafter sollten sie in die Welt hinausziehen und überall den Menschen die frohe Botschaft bringen, dass Jesus für ihre Sünden gestorben und nun von den Toten auferstanden war. Und allen, die an ihn glaubten, durften sie von der Vergebung der Sünden und dem ewigen Leben bei Gott erzählen.

DER UNGLÄUBIGE THOMAS

Einer der elf Jünger war an diesem herrlichen Abend in Jerusalem, als Jesus ihnen erschien, nicht dabei gewesen. Einsam wanderte er durch die Dunkelheit, allein mit seinem Kummer. Er hatte es noch schwerer als die anderen, denn mehr noch als sie hatte er mit Mutlosigkeit und Unglauben zu kämpfen. Es war Thomas, das Zwillingskind.

Thomas war ein schwermütiger Mensch, einer, der immer sagte: »Das geht nicht! – Daraus wird nichts!« Er sah immer nur die Kehrseite der Medaille und war immer geneigt, das Schlimmste anzunehmen.

Früher, als Jesus überall geehrt und geliebt war, hatte auch Thomas Zuversicht gezeigt. Da hatte auch er geglaubt, das Reich Jesu werde kommen.

Als sich aber der erste Widerstand zeigte, sank ihm auch schon der Mut. Und als die Menge sich von Jesus abwandte, war er vollends enttäuscht. Und doch hatte er den Heiland nicht im Stich gelassen, denn er hatte ihn sehr lieb. Und als Jesus damals wieder nach Judäa zog, weil Lazarus ihn brauchte, hatte Thomas schon gewusst, dass der Meister sterben würde. Und er hatte zu den anderen die verzweifelten Worte gesagt: »Lasst uns auch gehen, dass wir mit ihm sterben!«

Und hatte er damit nicht recht behalten? – Jetzt war Jesus gestorben. Und was war aus all den schönen Träumen geworden? Wo war nun das herrliche Reich, auf das sie alle gehofft hatten? Thomas wünschte, auch er wäre tot.

Jesus hatte er nicht mehr, nun erwartete er nichts mehr von diesem Leben.

Und dann waren am Ostermorgen die Frauen mit ihrem aufregenden Bericht vom Grab gekommen. Da erschien auch Maria Magdalena mit Tränen in den Augen und danach Simon Petrus mit einem ganz verklärten Gesichtsausdruck. Und sie alle behaupteten steif und fest, sie hätten den Herrn gesehen und er wäre von den Toten auferstanden!

Die Ärmsten hatten sich alle in ihrer Trauer etwas vorgemacht! Sie wünschten das so sehr und deshalb glaubten sie es auch! Sie hatten sich durch einen schönen Traum täuschen lassen, diese Frauen und auch Petrus. Eine trügerische Vision hatten sie für bare Münze genommen. Thomas aber konnte so etwas nicht passieren! Da mochten sie reden, was sie wollten, er glaubte es einfach nicht!

Und als sie immer noch nicht aufhörten damit, da war er über so viel Unverstand zornig geworden. Er ertrug ihre leuchtenden Augen nicht mehr. Er war ihnen davongelaufen, verbittert, unzufrieden.

Als er noch schwermütiger als vorher wieder zu den anderen Jüngern kam, umringten sie ihn voller Freude und Begeisterung.

»Thomas!«, riefen sie. »Wir haben den Herrn gesehen! Er ist bei uns gewesen, als du nicht hier warst!«

Ein Schimmer von Hoffnung glänzte flüchtig in Thomas' schwermütigen Augen und erstarb schon im gleichen Augenblick. Er schüttelte den Kopf. Er glaubte ihnen nicht.

»Ungläubiger Thomas! Sei doch nicht so eigensinnig!«, riefen sie. »Er hat mit uns gesprochen und gegessen und er hat gesagt, er will uns als seine Apostel in die Welt hinausschicken!«

Thomas aber zog verstockt die Schultern hoch. Ihre Freude reizte ihn nur noch mehr. Zu tief war er entmutigt, zu oft in seinem Leben enttäuscht worden. Ab jetzt wollte Thomas nur noch das glauben, was er mit eigenen Augen sah.

Und selbst das war ihm noch nicht genug. Denn diese Dummköpfe behaupteten ja, ihn gesehen zu haben! Nein, nur das was er mit eigenen Händen anfassen und fühlen konnte, würde er noch glauben und sonst nichts.

Und er sagte: »Erst muss ich seine von den Nägeln durchbohrten Hände sehen; ich muss meinen Finger auf die durchbohrten Stellen und meine Hand in seine durchbohrte Seite legen. Vorher glaube ich es nicht!«

Und was die anderen auch immer sagten, er blieb dabei, hartnäckig, ungläubig.

Und doch, im tiefsten Grunde seines zweifelnden und eigensinnigen Herzens beneidete Thomas die anderen. Wenn es doch nur stimmte! Wenn der Herr doch nur auferstanden wäre! Das wünschte er sich doch tief in seinem Herzen so sehnlich.

Vielleicht hoffte er sogar, dass sein Meister auch zu ihm kommen würde.

Doch Jesus kam nicht! Da hielt Thomas es in der Einsamkeit nicht mehr aus. Waren die anderen nicht seine Freunde, trotz allem? Und wenn sie sich das alles auch nur einbildeten, sie

meinten es doch bestimmt nur gut! Sie liebten Thomas, und Thomas liebte sie. Sie gehörten doch zueinander!

Am nächsten Sonntag, acht Tage später, blieb Thomas mit den anderen Jüngern zusammen. Er saß wieder in ihrem Kreis, noch immer in sich gekehrt und traurig, doch nicht mehr so eigensinnig und überheblich.

Und da kam Jesus! Solange Thomas sich von den anderen absonderte und die Einsamkeit suchte, war Jesus ihm nicht erschienen. Jetzt aber, als er mit den anderen zusammen war und die Türen genau wie beim letzten Mal geschlossen waren, stand er plötzlich wieder in ihrer Mitte.

Auch Thomas sah ihn! Und Thomas hörte seine Stimme: »Friede sei mit euch!«

Da erfuhr er, dass Jesus auch von seiner Verzweiflung wusste, denn der Meister sah Thomas an und sagte: »Leg deinen Finger auf diese Stelle hier und sieh dir meine Hände an! Reich deine Hand her und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!«

Da fiel Thomas Jesus anbetend zu Füßen und stammelte: »Mein Herr und mein Gott!«

Und Jesus sagte zu ihm: »Weil du mich gesehen hast, Thomas, glaubst du. Glücklicherweise sind die, die nicht sehen und trotzdem glauben!«

IN GALILÄA

Es war noch früh am Morgen. Hinter dem Gebirge am See Tiberias ging die Sonne auf. Die Gipfel erglühten in

ihren ersten Strahlen und über dem See wurde es allmählich Tag.

Vor der Küste glitt langsam ein Fischerboot dahin. An Steuerbord schleppte es ein großes Netz nach. Von den Riemen der Ruderer tropfte das Wasser. Die Wellen brachen sich am Bug.

Sieben Männer waren an Bord, alles Jünger Jesu: Simon Petrus, Thomas, Nathanael, Jakobus, Johannes und noch zwei andere. Die ganze Nacht hatten sie gefischt. Immer wieder hatten sie das schwere, tropfnasse Netz ausgeworfen.

Jetzt wurden die grauen Abhänge der Berge schon sichtbar und noch immer hatten sie nichts gefangen. Ihre schwere Arbeit war umsonst gewesen.

Aber warum mühten sie sich hier ab? Warum gingen sie nicht in die Welt hinaus, um Jesu Botschaft zu verkünden? – Nein, noch war es nicht so weit. Jesus selber hatte sie hierhergesandt.

»Sag meinen Brüdern, dass sie nach Galiläa gehen, dort werden sie mich sehen!« Das hatte Jesus zu den Frauen gesagt, als sie ihn auf dem Heimweg vom leeren Grab nach Jerusalem trafen. Auch der Engel am Grab hatte ihnen die gleiche Anweisung gegeben. Und am Abend vor seinem Tod hatte Jesus seinen Jüngern noch gesagt, dass er ihnen nach seiner Auferstehung nach Galiläa vorangehen werde.

Auf diese dreimalige Aufforderung hin hatten die Jünger sich auf den Weg in das Land gemacht, in dem sie so oft mit ihrem Meister umhergewandert waren. Und nun warteten sie hier auf ihn, wo nahezu jeder Ort sie an herr-

liche Erlebnisse erinnerte. Jesus aber war immer noch nicht gekommen.

Eines Abends sagte Simon: »Ich gehe fischen.« Die anderen sagten: »Wir auch.« Aber nun hatten sie sich die ganze Nacht vergebens abgemüht.

Das war schon einmal so gewesen, damals, als Jesus noch bei ihnen war.

Da war er gegen Morgen zu ihnen ins Schiff getreten, um in Ruhe zu den Menschen sprechen zu können, die sich am Ufer um ihn drängten. Und dann war er mit ihnen hinaus auf den See gefahren und durch seine Wunder wirkende Macht hatten sie einen so reichen Fang gemacht, dass die Netze rissen.

Wie herrlich wäre es, wenn er auch heute zu ihnen käme! Wie sehr sehnten die Jünger ihren Meister herbei!

Da klang durch die Morgenstille eine Stimme über das Wasser. Die Jünger blickten auf und spähten durch die Dämmerung zum Strand, der etwa siebzig Meter entfernt war.

Von dem dunklen Hintergrund der Berge hob sich die weiße Gestalt eines Mannes ab.

»Kinder, habt ihr nichts zu essen?«, rief er ihnen zu.

»Nein!«, riefen sie zurück.

»Werft das Netz auf der rechten Seite des Schiffes aus!«, rief der Fremde. »Ihr werdet sehen, dass ihr etwas fangt!«

Die Jünger hatten sich die ganze Nacht über schon so geplagt. Nun kam es auf diese Arbeit auch nicht mehr an. Man konnte es ja noch einmal versuchen. Sie ließen das Netz ins Wasser gleiten, an der Stelle, die der Fremde

ihnen gesagt hatte. Sie ruderten ein Stück und wollten das Netz nun einholen. Ihre Hände hielten schon die Tuae, ihre Füße stemmten sich gegen die Bordwand – das Netz war bleischwer! Und das Wasser war ein Gewimmel, so viele Fische waren im Netz!

Die Jünger waren freudig überrascht. Johannes aber, der immer die besten Gedanken hatte, wusste zuerst, wem sie dieses Wunder zu verdanken hatten. Beglückt sagte er zu Petrus: »Es ist der Herr!«

Der Herr! Natürlich, er war es! Und Petrus, der ungestüme Petrus, der nie nachdachte, ergriff eiligst sein Obergewand und warf sich in den See. So schnell es nur ging, watete er durch das Wasser. Er wollte als Erster beim Meister sein!

Die anderen ruderten ihm rasch nach, so rasch es mit dem schweren Netz eben ging. Und als sie ans Land stiegen, sahen sie ein Kohlenfeuer. Darauf briet bereits Fisch, und Brot lag daneben.

Und an diesem Feuer saß Jesus und erwartete die erschöpften Jünger. Er hatte die Mahlzeit schon für sie zubereitet.

Das wurde ein Morgen der Freude, dort am See Tiberias.

Jesus sagte: »Bringt ein paar von den Fischen, die ihr eben gefangen habt!«

Und wieder war Simon Petrus der Erste, der aufsprang und das gefüllte Netz ans Land zog, das sanft ansteigende Ufer hinauf. Er zählte den Fang. Hundertdreiundfünfzig große Fische waren es, vor Fett schimmernder Barsch und springender Karpfen. Und



trotz der großen Menge war das Netz nicht gerissen.

Später saßen sie im Kreis ums Feuer und suchten nach Worten für ihre Freude und Dankbarkeit. Die Sonne strahlte über den Bergen, die Blumen dufteten, und die Vögel zwitscherten. Was für eine Ruhe nach dieser arbeitsreichen Nacht! Und ihr Meister saß bei ihnen und war Gastgeber, genau wie früher. Er brach das Brot und verteilte den Fisch. Und er segnete das Essen mit seinen durchbohrten Händen.

Den Jüngern ging so viel durch den Kopf. Nicht mehr lange und sie würden Menschenfischer auf dem weiten Meer der Welt werden. Dann wäre ihre Arbeit bestimmt auch oft schwer, genau wie in

dieser Nacht, ermüdend und scheinbar vergeblich. Jesus aber blieb ihnen nahe und wenn sie auf seine Stimme hörten, würde ihre Arbeit auch weiterhin reich gesegnet sein.

153 Fische hatten sie gefangen! Und groß war bestimmt auch die Zahl der Menschen, die sie mit ihrer Predigt zu Jesus führen könnten.

Und das Netz war nicht gerissen! Von diesen Fischen ging nicht einer verloren. Von den Gläubigen würde später am Strand des Himmels auch nicht einer fehlen.

Dann erst würde die Ruhe für die müden Arbeiter kommen. Gott selber würde sie an seinem Tisch im Himmel empfangen.

Menschenfischer sollten sie werden! Und Hirten für die Herde Jesu, die er aus allen Völkern der Erde um sich scharte! Schon bald sollten sie es sein.

Auch Petrus?

Ein Kohlenfeuer in der Nacht. Ein Kohlenfeuer am Morgen.

In der Nacht: bewaffnete Knechte, die sich wärmten. Ganz nahe, im offenen Saal stand Jesus gefesselt und bewacht vor seinen Richtern wie ein Verbrecher. Und zwischen den Knechten, die Wärme suchten wie sie, ein Mann in Todesangst, ein Jünger Jesu, der fluchte und schwor: »Jesus? Der da –? Ich kenne den Menschen nicht! Ich weiß nicht, was du sagst!«

Am Morgen: ein Kreis froher Jünger. In ihrer Mitte Jesus, der verklärte Heiland. Und dicht daneben derselbe ängstliche und schuldbeladene Jünger, der ihn verleugnet hatte.

Vor ein paar Tagen hieß es noch: »Ich kenne den Menschen nicht! – Ich weiß nicht, was du sagst!«

Jetzt aber war Petrus in den See gesprungen, so sehr freute er sich über seinen Meister.

Der Meister hatte ihn schon wieder in Gnaden aufgenommen. Am Tag seiner Auferstehung war Jesus zuerst diesem schwachen, sündigen Petrus erschienen. Da wusste Petrus, dass ihm seine Sünde vergeben war.

Zwischen ihm und den anderen Jüngern aber war noch nicht alles so, wie es sein sollte. Sie hatten vielleicht noch nie davon gesprochen. Aber bestimmt hatten sie sich schon alle einmal gefragt,

genau wie es Petrus getan hatte: »Kann einer, der so schwer gesündigt und Jesus öffentlich verleugnet hat, noch sein Apostel sein?«

Sie saßen in der Morgenfrühe am Feuer, die Mahlzeit war beendet.

Da fragte Jesus unvermittelt: »Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als irgendein anderer hier?«

Petrus erschrak. Genau das hatte er doch früher behauptet! Wie hatte er das nur wagen können! Petrus fühlte, wie die klaren Augen Jesu und auch die der anderen auf sich gerichtet waren, und senkte den Kopf.

Was sollte er antworten? Er konnte nicht mehr versichern: »Und wenn alle sich von dir abwenden – ich niemals. Herr, ich bin bereit, mit dir sogar ins Gefängnis und in den Tod zu gehen!« Nein, so große Worte nahm er jetzt nicht mehr in den Mund.

Aber er konnte auch nicht sagen: »Herr, sieh mein Leben an! Ich habe doch bewiesen, dass ich dich liebe!«

Das wäre eine neue Lüge.

Petrus antwortete ganz schlicht und bescheiden: »Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe.«

Jesus erwiderte: »Sorge für meine Lämmer!«

Ein kurzes Schweigen folgte. Dann fragte Jesus noch einmal: »Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?«

Petrus senkte den Kopf noch tiefer. Warum fragte Jesus ein zweites Mal? Traute er ihm nicht mehr? Petrus hätte es in der Tat verdient, dass ihm keiner mehr traute. Er traute sich ja selber nicht mehr! Von einem freilich war er fest überzeugt – dass er sich mit Jesus

innerlich ganz verbunden fühlte. Und er konnte nur stammeln: »Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe!«

Jesus antwortete ein zweites Mal: »Hüte meine Schafe!«

Und wieder trat eine gespannte Stille ein.

Dann fragte Jesus zum dritten Mal: »Simon, Sohn des Johannes, hast du mich lieb?«

Petrus wurde traurig, weil Jesus ihn nun zum dritten Mal fragte.

Dreimal hatte er den Herrn verleugnet, dreimal musste er ihm jetzt auch seine Verleugnung widerrufen. Im Beisein der anderen wurde ihm noch einmal die Größe seiner Sünde vor Augen geführt. Doch Jesus, der Sohn Gottes, dem nichts verborgen blieb, wusste er denn nicht von Petrus' Liebe zu ihm? Er kannte doch auch seine Reue und sein großes Verlangen, jetzt und für immer seinem Herrn ein guter und treuer Knecht zu sein.

Petrus schluchzte auf: »Herr, du weißt alles. Du weißt, dass ich dich lieb habe.«

Jesus sprach zu ihm: »Sorge für meine Schafe!«

Und er fuhr fort: »Ich möchte dir etwas sagen: Als du noch jung warst, hast du dir den Gürtel selbst umgebunden und bist gegangen, wohin du wolltest. Doch wenn du einmal alt bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dir den Gürtel umbinden und dich dahin führen, wo du nicht hingehen willst.«

Da begriff Petrus, dass noch viel Kampf und Mühe ihm bevorstanden.

Doch er fürchtete sie nicht, denn er

würde nun wie die anderen auch ein Apostel Jesu sein.

An diesem herrlichen Morgen am See Tiberias bekannte Petrus öffentlich seine Schuld und wurde öffentlich von Jesus in seinem Amt bestätigt. Jetzt konnten die anderen nicht mehr daran zweifeln, dass er doch zu ihnen gehörte. Keiner konnte ihm mehr seinen Verrat vorwerfen. Alles war vergessen und vergeben, für immer.

Dass die Sünde aber solche Macht über ihn gehabt hatte, machte Petrus demütig und bescheiden und brachte ihn so Gott näher. Und jetzt wusste er, dass ihn nichts mehr von der Liebe Christi scheiden konnte.

Nicht lange danach kamen die Jünger auf einem Berg zusammen, den Jesus ihnen genannt hatte; nicht nur die elf, die später seine Apostel werden sollten, sondern auch viele andere Anhänger aus dem ganzen Land, die sich zu ihm hielten und die er seine Brüder nannte.

Dort waren die Frauen, die an seinem Grab geweint hatten. Und vielleicht auch seine Freunde aus Bethanien und Zachäus, Bartimäus und Jairus und der Mann vom königlichen Hof und andere, die seine Liebe erfahren hatten. Die einen hatte er von bösen Geistern befreit, die anderen von Krankheit, Blindheit und Lähmung. Und sie alle verdankten ihm ihr Glück. Mehr als 500 frohe Menschen waren hier beieinander, um Jesus zu sehen.

Dann erschien ihnen der Heiland in königlicher Herrlichkeit und sie fielen anbetend vor ihm nieder. Noch waren Menschen darunter, die zweifelten, ob

diese himmlische Erscheinung wohl der Meister selber sei.

Jesus aber trat näher und sprach: »Mir ist alle Macht im Himmel und auf der Erde gegeben. Darum geht zu allen Völkern und macht die Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alles zu befolgen, was ich euch geboten habe!«

Dieser Befehl galt den Aposteln und allen anderen, die dabei waren. Auch für alle Gläubigen, die danach auf der Erde lebten, waren seine tröstlichen Abschiedsworte bestimmt: »Und seid gewiss: Ich bin jeden Tag bei euch, bis zum Ende der Welt!«

Dann wurde der Herr ihren Augen entrückt.

Still und getröstet kehrten die Menschen nach Hause zurück und vergaßen diesen heiligen und beglückenden Tag in ihrem Leben niemals wieder.

Jetzt wussten sie es alle: Der Herr war wirklich auferstanden!